S
703
-4-

DUC DE SULLY

Kurze
Biographien
oder
Lebensabriße
merkwürdiger und berühmter
Personen
neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen und allerley Ständen.

Aus verschiedenen authentischen Quellen zusammen getragen und herausgegeben

von

H. G. Hoff.

Vierter Band,

Mit Genehmhaltung der hohen k. k. Censur.

Brünn,
gedruckt mit Neumanns Schriften.
1782.

Inhalt:

I.	Herzog von Sully	pag. 3.
II.	Petrarcha	91.
III.	Helena Cornaro	122.
IV.	Gabriele v. Estrees.	132.
V.	Uriel Akosta	154.
VI.	Wilhelm Kyte	165.
VII.	Prinz Iwan	174.
VIII.	Feldmarschall Loudon	213.

Einige in diesem Bande sich eingeschli- chene und übersehene Druckfehler beliebe der geneigte Leser gütigst zu übersehen.

Biographie des Herzogs v. Sully *)

Eine traurige und beschämende Erfahrung giebt allen Jahrhunderten und allen Ländern das Zeugniß, daß das menschliche Geschlecht gegen die großen Leute ungerecht ist, die es vor Augen hat. Wir können denen nicht verzeihen, die uns demüthigen; alles, was groß ist, macht uns unsre Schwäche empfindlicher. Die Nachwelt verfährt gerechter.

*) Nach Herrn Thomas aus dem französischen.

Ein Grab macht einen ungemeinen Abstand desjenigen, der urtheilt, von dem, was beurtheilt wird. Hier schweigt der Neid, hier hören die Verfolgungen auf, hier verschwinden die kleinen eigennützigen Absichten. Die Leidenschaften setzen sich, gleich einem dicken Schlamme, unvermerkt zu Grunde, wenn sie Jahrhunderte durchlaufen haben, und die Wahrheit schwimmt, so zu reden, auf der Oberfläche. Je länger die Nachwelt ihre Fußtapfen in Sullys Asche gedrückt hat, destomehr hat man die Verdienste dieses großen Mannes erkannt. Man sahe das Gute, welches er gethan hat, besser, als man aufhörte es zu genießen; man bewunderte seine Hülfsmittel destomehr, als man gleichfalls ihrer bedurfte. Sein Ruhm, der anfänglich geringe und zweifelhaft war, ist das geworden, was er seyn sollte, gleich den frischen Bäumen, die mitten unter Stürmen entstehen, langsam empor wachsen, durch Erschütterung stärker, und durch die Zeit unbeweglich werden. Um diesen großen Mann zu schildern, darf man also nur dem Nachruhm Gehör geben. Die Stimme der Zeiten und der Völker wird uns zurufen, was wir schreiben sollen.

Maximilian von Bethune, Herzog von Sully wurde zu **Rosni** den 13ten December 1560 gebohren. Sein Vater war **Franz von Bethune, Freyherr v. Rosni,**

und seine Mutter Charlotte Dauvet, Tochter eines Kammerpräsidenten zu Paris. Die Familie von **Bethune** war sehr ansehnlich, und seit dem 10ten Jahrhunderte bekannt. In der Geschichte der Kreuzzüge und des heiligen Krieges wird ihrer auf eine rühmliche Art gedacht. Sie verband sich in der Folge mit verschiedenen Prinzen aus dem Hause Frankreich, mit den Kaisern von Konstantinopel, den Grafen v. Flandern, Herzogen v. Lothringen, Königen v. Jerusalem, von Kastilien, mit den Königen von Schottland, von England u. a. m. Jedoch dies war sein kleinstes Verdienst, von so hoher Geburt zu seyn. — Man kann von dem Herzoge von Sully sagen, daß er die Ehre eines so großen Namens behauptete, und das ist ohne Zweifel der größte Ruhm, nächst dem, einen solchen Namen zu stiften.

Indeß, daß er zu **Rosni** mit aller Strenge der alten Sitten erzogen ward, kreuzte schon zwischen den Gebürgen und Felsen in **Bearn** jener andre Knabe herum, den der Himmel bestimmt hatte, Frankreich zu erobern und zu regieren; — ich meyne jenen Liebling aller rechtschaffenen Franzosen, **Heinrich VI**, König von Navarra, welcher mit Sullys Beystande Frankreich soviel Gutes thun sollte. Sieben Jahr war dieser älter, als er, und wurde in einem Schloße zwischen Gebürgen und Felsen erzogen. — Hier wurde er, wie

andre Kinder vom Lande gekleidet und genährt. Man gewöhnte ihn, auf den Felsen herum zu laufen, und sie hinan zu klimmen. Seine ungemein harte Erziehung gab ihm jene Lebhaftigkeit und Stärke des Geistes, wodurch er in der Folge so groß ward. Es wäre zu wünschen, daß unsre Sitten es erlaubten, solche Beyspiele bey unserer Erziehung nachzuahmen. Durch Weichlichkeit stirbt die Seele, so zu reden, vor ihrer Geburt. —

Der Himmel wollte sie dereinst zum Glücke des Staats zusammen bringen; indeß waren sie noch ohne alle Stärke, und Blutvergießen war um sie her. Vier Schlachten, worinn sich die Franzosen einander würgten, machen die Epoche der Kindkeit unsers Helden aus.

Diese 4. Schlachten zwischen den Protestanten und Katholiken waren bey **Dreux** 1562. — bey **St. Denis** 1567. — bey **Jarnak** und **Moncontour** 1569. und endlich das Blutbad am **Bartholomäustage**, schrecklicher als zehn Schlachten, 1572. — **Sully** war damals 12 Jahr alt, und in der protestantischen Religion erzogen worden. Ein liebreicher katholischer Priester verbarg ihn, und rettete ihn vom Tode, da er schon der Wuth der schwärmerischen Mörder einigemal ausgesezt gewesen war.

Sul-

Sullys Erziehung wurde durch diesen traurigen Vorfall unterbrochen. Er sah sich genöthigt, die Erlernung der Sprachen aufzugeben; allein die **Geschichte**, welche ihm das Leben großer Männer vor Augen stellte, lehrte ihn zugleich, daß er gebohren wäre, sie nachzuahmen. Die **Mathematik** gewöhnte seinen Verstand an jene richtige und geschwinde Denkungsart, welche den Krieger und den Staatsmann bildet. Selbst seine Zeiten unterrichten ihn. Die Wuth der Schwärmerey, die er vor Augen hatte, und deren Opfer er beynahe geworden war, flößte ihm einen Abscheu vor derselben ein. Die geplünderten Städte und Felder erregten in seinem Herzen die Menschlichkeit. Hunger, Durst, Gefahr und Beschwerden des Kriegs bildeten seinen Muth. — Sully war nur 16 Jahr alt, und schon fieng er an, sich hervorzuthun. Die Talente zum Kriege waren die ersten, welche er blicken ließ.

Karl IX. war gestorben — ein grausamer und schwacher Fürst, ein Sklave seiner Mutter, besprüzt mit dem Blute seiner Unterthanen. **Heinrich** III. kam weit aus Pohlen herbey, indeß die ehrgeizige und unruhige **Katharina von Medizis** den blutigen Zügel des Staats regierte. — Die Protestanten, welche durch ihren Verlust noch schröcklicher geworden waren, rüsteten sich, das Morden am **Bartholomäustage** zu rächen.

Dieser innere Krieg fieng 1574 von neuen an. Der König von Navarra aber erhielt erst 1576 seine Freyheit wieder. **Rosni** begleitete ihn auf seiner Flucht. Er gieng anfänglich unter die Infanterie als Volontär, und zeigte sich zuerst in der Gegend von **Tours**, und hernach in verschiedenen Vorfällen. Da der König gehört hatte, daß er mehr verwegen als vorsichtig wäre, so ließ er ihn rufen, und sagte zu ihm: „ **Rosni! hier sollt ihr euer Leben nicht wagen. Ich lobe euren Muth, aber ich sähe lieber, daß ihr ihn bey einer bessern Gelegenheit bewieset.** „ In eben dem Jahre erhielt er eine Fähndrichsstelle, und wurde zur Vertheidigung verschiedener Posten gebraucht, wobey er nicht geringen Gefahren ausgesezt war.

Die guten Umstände, worinn sich der junge **Rosni** befand, wozu noch die Vortheile kamen, die er im Felde gemacht hatte, sezten ihn in Stand, verschiedene Edelleute im Sold zu halten, mit welchen er bloß seinen König schützte. Seine kluge Haushaltung verdiente besondern Ruhm und die Achtung des Königs v. Navarra, der vielleicht in diesem jungen Offizier schon den Minister und Finanzaufseher erblickte.

Der König überfiel **Cause**, eine Stadt in **Armagnac**, und gieng in dieselbe an der Spitze von 15 bis 16 Mann, die ihm sogleich

auf

auf dem Fuße folgte. Man ließ sogleich das Fallgitter nieder; der übrige Theil der Armee konnte ihm also nicht folgen, und blieb außer der Stadt. Sogleich läuteten die Einwohner der Stadt die Sturmglocke, und wollten diesen kleinen Haufen angreifen. Man hörte viele rufen: " **Zielt dort auf den rothen Rock und den weißen Federbusch; das ist der König von Navarra.** „ Dieser Prinz hielt das Pistol in der Hand, schoß unter verschiedene Haufen Volks, und trieb sie auseinander; doch die Menge der Feinde und die Gefahr wurde immer größer. Der König lehnte sich gegen das Portal der Kirche, und focht ziemlich lange; unterdeß gewann seine Armee Zeit, die Thore einzuhauen, und ihm zu Hilfe zu kommen. **Rosni** focht seinem Könige zur Seiten, und hatte in dieser großen Gefahr Theil an der Ehre, seinen Herrn zu vertheidigen — und dieser zweyte **Parmenio** genoß den Ruhm, auch seinen **Alexander** für Frankreich zu retten.

Gleich hierauf sahen sich **Rosni** und der junge **Bethune**, sein Vetter, von Feinden umringt. Sie fochten lange, ohne etwas anders zu hoffen, als ihren Todt zu rächen; schon konnten sie ihr Gewehr nicht mehr halten, als der König v. Navarra ihnen Hilfe schickte. — Vor **Nerac** trieb dieser Herr fast ganz allein eine Menge Reuterey zurück, die ihn überfal-

len wollte. Rosni folgte seinem Beyspiel, und wagte sich an eben dem Tage, in Begleitung von 12 bis 15 Mann, bis auf einen Pistolenschuß gegen die Armee der Feinde. Der König welcher es gewahr wurde, sagte zum Bethune: " Holt doch euren Vetter, den Baron Rosni zurück; er ist gar zu verwegen; laßt ihn und die andern da weggehen, sie werden sonst gefangen genommen oder getödtet „ — Rosni gehorchte, und der König, welcher sahe, daß sein Pferd eine Wunde an der Schulter hatte, warf ihm seine Verwegenheit mit freundschaftlichen Unwillen vor.

Das blutige und zerrüttete Frankreich schien endlich zur Ruhe zu kommen, es dauerte aber nicht lange, so brach das Ungewitter wieder loß. Die Begierde zum Vortheile brach einen kurzen Frieden, den man sehr schlecht bewahrte. Der König v. Navarra grif 1580 Cahors, einen wichtigen und wohlvertheidigten Platz mit 1500 Mann an. Man durchhauete die Thore, aber in dem innern der Stadt verwehrten unzählige Schlagbäume den Eingang, und hielten die Sieger auf. Hier lieferte Rosni, zur Seiten seines Königs gleichsam bey jedem Schritte eine neue Schlacht, und stets dem Feuer von den Batterien, dem Feuer der Musketen, den Steinen bloß gestellt, welche oben von den Häusern herunter rollten,

wurde er durch einen derselben zu Boden geworfen, und bald hernach an die linken Hüfte verwundet. Das Gefecht im Innern der Stadt dauerte fünf Tage und Nächte, in welchen niemand sein Gewehr nur einen Augenblick ablegte, und so bleibt Rosni diese ganze Zeit ebenfalls unterm Gewehr, verschlingt in der Eile und auf dem Schlachtfelde ein blutiges Essen, hält keine Ruhe, als stehend, und selbst gegen die Häuser gelehnt, deren Trümmern auf ihre Häupter herabstürzten; in diesem Zustande, verwundet und ganz vom Blute triesend, ficht er doch noch immer, greift mit einer Hand die Feinde an, indeß daß er mit der andern seinen König vertheidigt. —

Heinrichs IV. Soldaten waren ganz mit Blute bedeckt, und konnten sich kaum mehr halten. Es verbreitete sich noch über dies das Gerücht, daß die Einwohner, die schon für sich sehr zahlreich waren, noch neuen Beystand von außen erhalten würden. Die vornehmsten Offiziers versammelten sich um den König, und baten ihn, sich zurückzuziehen. Er hatte schon verschiedene Wunden, und doch wandte er sich mit lächelnder Miene zu ihnen, und spricht mit zuversichtlichen Tone: " Dort oben ist es niedergeschrieben, was bey dieser Gelegenheit über mich verhängt ist. Bedenkt, daß mein Auszug aus dieser Stadt, ohne sie zu meiner Partey gebracht zu haben, der Auszug meines

Lebens aus diesem Körper seyn wird; meine Ehre kommt zu sehr darauf an; man rede mir also von nichts weiter vor, als von Fechten, Siegen oder Sterben. „ —

Der damalige Krieg hatte keine Aehnlichkeit mit den neuern heut zu Tage, in welchen 100,000 Mann gegen 100,000 Mann gestellt furchtbare Geschwader ausmachen, die einander ausstudiren, einander bemerken, alle ihre Bewegungen mit einer klugen Langsamkeit verbinden, und mit einer schrecklichen, aber tiefsinnigen Kunst das Geschick der Staaten zweifelhaft machen. Die Armeen waren lange so zahlreich nicht, und verfuhren in allen Stücken weit geschwinder. Der Enthusiasmus der bürgerlichen Kriege vertheilte sich in allen Seelen, und verbreitete in denselben eine Hitze, die alles trozte und wagte. Man sah mehr Handgemenge, als ordentliche Angriffe, mehr Anfälle als förmliche Schlachten. Man machte sich aus einem Gefechte destoweniger, weil es nichts seltenes war. Die Verwegenheit ersezte das, was den Mitteln, deren sie sich bedienten, an Stärke abgieng. Die Städte wurden wechselweise eingenommen und wieder eingenommen. Man handelte und focht zu gleicher Zeit miteinander; und allenthalben mischte sich die List und Gewinnsucht in den Krieg.

In

In eben diesem Jahre noch wurde dem Rosni vor Marmande das Pferd erschoßen, worauf er saß. — Als er in Nerac mit dem Könige eingeschloßen war, gab er außerordentliche Beweise seines Muths. Einstmal meldete man dem Könige: Rosni wäre gefangen und verwundet. Sogleich schickte er, seines Unwillens ungeachtet, eine Mannschaft hin, ihn loßzumachen, und verbot ihm, ohne seinen Befehl aus der Stadt zu gehen. Bald darauf nahm er Montsegur ein, und Rosni erhielt den Auftrag, es in Vertheidigungsstand zu setzen. Im Jahre 1686 wurde er mit Ruhm bey verschiedenen Belagerungen gebraucht. In den folgenden Jahren bewies er noch öfterer seinen außerordentlichen Muth.

Ich übergehe diese Gegenständ geschwinde, und eile zu wichtigern Zeitpunkten. — Heinrich III. war nicht mehr. Dieser unglückliche Fürst war durch einen Dolch gestorben, den seine Schwachheit selbst geschärft hatte. Der Thron von Frankreich war durch eine Ermordung erledigt; Empörung und List stritten um denselben. Mayenne hatte die Schwärmerey des gemeinen Volks und seine Vorzüge für sich: — Der Kardinal v. Bourbon einen Titel und das Phantom der Macht. Philipp II. das Gold von Mexiko, den römischen Bannstrahl, und den Geist des Herzogs von Parma; — Heinrich IV. seine Rechte,

seine großen Eigenschaften, seinen Degen und Sully.

Schon hatte ihn Sully zum Herrn von **Meulan**, einem beträchtlichen Orte gemacht. Der Herzog v. **Mayenne** rückte an der Spitze von 30,000 Mann herbey. **Heinrich** hatte nur 3000, und doch wagte er, am 20ten Sept. 1589 bey **Arques** eine Schlacht. Nie hat man den König ruhiger und heiterer gesehen, als bey diesen Vorfalle. Einige Augenblicke vor der Schlacht brachte man ihm einen Gefangenen vom Stande. Der König gieng ihm entgegen, und umarmte ihn lächelnd. Dieser, welcher sich allenthalben nach einer Armee umsah, bezeugte dem Könige seine Verwunderung, daß er so wenig Soldaten um ihn her sah. " Ihr seht sie nicht alle, sagte **Heinrich** IV. mit eben der Munterkeit zu ihm, denn Ihr zählt **Gott und das Recht** nicht mit, welche mir beystehen. — „ — **Rosni** hatte seinen Posten unten an einem Damm, dessen Uibergang er verwehren mußte. Der Feind brauchte hier seine größte Macht. **Rosni** griff an der Spitze von 300 M. zu Pferde anfänglich 900 Mann von dem feindlichen Heere an, und trieb sie zurück. Er wurde hernach von 4 neuen Schwadronen zurückgetrieben. Er fliegt zu **Heinrich** IV. und verlangt eine Verstärkung. " Mein Freund, spricht der König zu ihm, ich kann euch keine geben, aber wir

müßen den Muth nicht sinken lassen. „ Sully fliegt wieder zu seinem Heere, und verspricht ihnen baldigen Beystand. Er hintergieng sie nicht; sein Muth, seine Unerschrockenheit, sein Eifer für den Staat, seine Verachtung des Todes, sein Enthusiasmus für seinen König, alle seine großen Eigenschaften, durch die Gefahr **Heinrichs** IV. entflammt und vergrößert, das war der Beystand, den er ihnen schafte. Diese Gesinnung gehen aus seiner Seele in alle Herzen über; die Verwundeten sehen ihr strömendes Blut nicht mehr; die Sterbenden erholen sich; der streitenden Hände wird mehr; die Natur hat ihre Kräfte verdoppelt, Sully siegt, und macht **Heinrich** IV. seines Sieges gewiß. — Nach Endigung dieser Schlacht schrieb der König den bekannten Brief an **Crillon**: " Erhenke dich, braver Crillon, wir haben bey **Arques** eine Schlacht geliefert, und du warst nicht dabey. „ — Vor diesem Tage pflegte er auch zu sagen: Er wäre König ohne Königreich, Ehemann ohne Frau, und Kriegsmann ohne Geld. —

Hierauf belagerte man **Paris**. Sully bemächtigte sich einer von den Vorstädten, und verbreitete Schrecken bis in die Ringmauer der Stadt. Er läßt die Belagerung von **Meulan** aufheben. Er vertheidigt einen Ort ohne Mauren gegen eine ganze Armee. Indeß ha-

ben sich die Spanier zu der Partey von der Ligue geschlagen.

Mayenne und Egmont ziehen wider Heinrich zu Felde. Eine Schlacht soll Frankreichs Schicksal entscheiden, und sie erfolgte bey Ivri den 14ten März 1590. — Heinrich IV. war schon gefaßt, sie zu liefern, als er an Sully schrieb: er sollte geschwind zu ihm kommen. — Er konnte, seiner Eile ungeachtet, nicht eher kommen, als 1 $\frac{1}{2}$ Stunden vor der Schlacht. Der König wollte ihm die Stellung der beyden Armeen zeigen. " Folgt mir — sprach er zu ihm — damit ihr eure Kunst lernen könnt. „ Während der Schlacht blieb er zur Seiten des Königs. Zwey Pferde wurden unter ihm erschoßen, und er selbst empfieng 7 Wunden. Er fiel blutend nieder und in Ohnmacht. Als er lange hernach wieder zu sich kam, war er allein auf dem Wahlplatze, mit Todten umgeben, ohne Waffen und Bediente. Er glaubte, die Schlacht wäre verloren, als 4 von den Feinden zu ihm kamen, und ihn baten, sie zu Gefangenen zu nehmen, und ihnen das Leben zu retten. — So vernahm er den Sieg Heinrichs IV. Er ließ sich sogleich nach Rosni bringen, um seine Wunden heilen zu lassen. Hier war der König. Der Anblick war seltsam genug; Sully auf einem Tragbette zu sehen, welches in der Geschwindigkeit von Zweigen gemacht war, umringt von seinen Leuten,

wel-

welche im Triumpf die zerbrochenen Stücke seiner Pistolen und seines Degens, und das Abgerissene seines Federbusches trugen, begleitet von Gefangenen, von feindlichen Fahnen und Waffen, von seinen tapfern Soldaten, die alle mit rühmlichen Zeichen ihrer Wunden geschmückt waren; in diesem kriegerischen Gepränge sah man ihn zu **Rosni** ankommen. Als **Heinrich** IV. ihn nur von weitem gewahr wurde, gieng er ihm entgegen, redete mehr als Freund, denn als König mit ihm, und bezeugte ihm seine Bekümmerniß um seine Gesundheit. **Rosni** dankte ihm, und sagte: " Er schäzte sich glücklich, für einen so guten Herrn gelitten zu haben. „ **Heinrich** antwortete ihm: " Braver Soldat, und herzhafter Ritter! ich habe schon immer eine sehr gute Meinung von eurem Muthe, und gute Hofnung von euren guten Eigenschaften gehabt, aber euer vorzüglich großes Verhalten, eure bescheidene Antwort, übertrift meine Erwartung. Ich muß euch in Gegenwart dieser Prinzen, Helden und Ritter, die zu meiner Seite sind, umarmen. „ Hierauf fiel er ihm zärtlich um den Hals. Er sagte ihm noch mehr rührende Worte, und da er von ihm gieng, war dies sein Abschied: " Lebt wohl, mein Freund, werdet bald gesund, und seyd versichert, daß ihr einen guten Herrn habt. „

Er war nicht sobald in etwas hergestellt, als er wieder zum Heere eilte. Er nahm 1591 Gisors durch ein Verständniß ein. Bey der Belagerung von Chartres wäre er beym Ausgange aus einem Gehölze von einem Haufen Reuterey beynahe getödtet worden, die auf ihn loßschoßen; da er von seinen Wunden noch nicht geheilt war, machte er einen Entwurf, den Herzog von Maine in die Stadt Mante zu ziehen. Er rückte schon an, weil er mit diesem Orte in gutem Verständniße zu stehen glaubte. — Rosni hatte zu seiner guten Aufnahme alle Anstalten gemacht, und wollte dem Könige davon Nachricht geben. Dieser Herr, welcher gar zu gerne allenthalben war, wo er Gefahren und Schlachten sah, eilte alsobald mit 40 Mann in die Stadt. Rosni erfährt es, eilt ihm entgegen, und spricht mit einer sehr bewegten Miene: „ Wahrhaftig, da haben Sie was schönes angerichtet; nun werd' ich Ihnen gewiß den Dienst nicht leisten können, den ich vor hatte. Wie? haben sie sich nicht in so vielen Schlachten schon Ruhm und Ehre genug erworben, bey denen Sie öfterer gewesen sind, als tausend unsrer Landsleute. ? Warum wollen sie izt kommen, und umsonst wieder weggehen? „ Sullys Unwille hatte Grund genug; man erfuhr die Ankunft des Königs, und die Feinde zogen sich zurück, und so wur-

de durch die unbezwingliche Hize des Königs das Haupt der **Ligue** gerettet.

Bey der Belagerung von Rouen 1591 und 1592 hielt er um die Ehre an, über eine Batterie die Aufsicht zu haben, aber schon macht ihm der Neid die Ehre streitig, dem Staate zu dienen. — **Rosni** und der Marschall **Biron** waren verschiedener Meinung wegen des Ortes, wo man den Angriff thun thun sollte. **Biron** wollte zuerst das Schloß angreifen; **Sully** hingegen, den Ort selbst, nach dem alten Sprichworte, welches er oft aufführte; **Ist die Stadt eingenommen, so ergiebt sich auch das Schloß.** Indeß folgte man dem Rathe des Marschalls. Eben so wenig glückte es ihm, einen Posten bey der Artillerie zu erhalten. Er bewarb sich darum mit allem Eifer eines Mannes, der gerne nützlich seyn will. Aber vielleicht fürchtete man schon seine Vorzüge, und er wurde ihm abgeschlagen. Er begleitete indeß doch seinen König in alle Gefahren. Beym Angriffe eines Laufgrabens, in einer sehr kalten Dezembernacht, wurde er zweymal zu Boden geworfen, und sein Gewehr zerbrochen. **Heinrich**, welcher immer sehr hitzig war, hatte sich bey diesem Vorfalle der Gefahr so bloß gestellt, daß man an seinem Leben verzweifelte. Den folgenden Tag trug ihm **Sully** die allgemeine Klage der Armee vor. Der König unterbrach

ihn: " Mein Freund, ich kann es nicht anders machen; ich fechte für meine Ehre und meine Krone; mein Leben und alles übrige muß mir nicht zu theuer seyn. „

Alexander Farnese, Herzog von Parma, einer von den größten Kriegshelden von Europa, war zum zweytenmal nach Frankreich gekommen. Durch seinen großen Geist unterstüzte er die ehrsüchtige Politik **Philipps II.** Er bekämpfte in den Niederlanden Völker, die er als Empörer ansah, und wollte itzt der Ligue in Frankreich beystehen. — **Heinrich IV.** überließ dem Marschall **Biron** die Belagerung von **Rouen**, und gieng ihm mit 100 Mann Reuterey entgegen. **Rosni** wagte es, ihm von der Gefahr zu sagen, darein er sich wagte: " Ha! sprach er, das sind Reden furchtsamer Leute; das hätt' ich euch andern doch nicht zugetraut. „ — **Rosni**, den diese Antwort verdroß, versetzte: " Es ist wahr, Sire, wir fürchten uns, aber bloß für ihre Person. Wollen sie sich zurück begeben, und uns befehlen, in ihrem Dienste, unter jenem Walde von Spießen zu sterben, so werden sie sehen, daß wir nicht unser Leben, sondern nur für das ihrige in Furcht stehen. " Diese Rede rührte den König, ohne ihn doch wankend zu machen. — **Sully** ficht mit seinem Herrn, wie die Spartaner bey **Thermopylä**. Es ist bekannt, daß er 60 Mann von 100 verlor,

sich

sich hernach auf die beste Art zurück zog, und mit 40 Mann zu Pferde einen geschickten Feind zuhintergehen wußte, der an der Spitze einer Armee von 30,000 Mann war. Diese That machte viel Aufsehens; der Herzog v. Parma bewunderte sie. Die Königin **Elisabet** schrieb an **Heinrich** IV. und bat ihn, ein so theures Leben zu schonen; und **Mornay** schrieb an ihn den bekannten Brief: " Euer Majest. haben lange genug den **Alexander** gespielt; es ist Zeit, daß Sie ein **August** werden. Unsere Pflicht ist es, für Sie zu sterben; und das ist unser Ruhm; Ihre Pflicht, Sire, ich wage es zu sagen, ist, für Frankreich zu leben. „ ꝛc.

Die Natur, welche in den Kräften des menschlichen Verstandes, so wie in den Eigenschaften körperlicher Dinge, eine unendlich verschiedene Zusammensetzung beweiset, hatte unsern **Sully** Geschmack an Belagerungen und Talente zum Angriffe und zur Vertheidigung der Oerter gegeben. Von diesem natürlichen Triebe hingerissen, hatte er die Kriegskunst gründlich erforscht; eine nützliche und furchtbare Kunst, welche erhält und vernichtet, die man bewundert und fürchtet. Diese Kunst war noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt; und Europa erwartete einen **Vauban**. Aber **Sully** hatte selbst in diesem Stücke den Ruhm, welcher einen großen Geist am meisten unter-

scheidet, den Ruhm, dem Laufe seiner Zeiten zuvor zu kommen.

Man vergrößert nichts, wenn man sagt: daß Sully der geschickteste Kriegsmann seiner Zeit gewesen ist, Oerter anzugreifen und zu vertheidigen. Zu seinen Zeiten gab ihm die Kunst weit mehr Mittel zum Angriffe an die Hand, als zur Vertheidigung. Jener erhielt durch Erfindung des Pulvers fast auf einmal einen Vorzug, da diese erst stufenweise und sehr langsam zur Vollkommenheit kam. — Sully ersezte das durch Scharfsinnigkeit und Arbeitsamkeit, was ihm damals noch an Kunst und Kenntnißen fehlen mußte.

Die Stadt Dreux ward 1593 belagert. Man mußte sich eines Thurms bemächtigen, auf den die Kanonen nichts ausrichteten. Sully versprach dem Könige, ihn einzunehmen. Seine Feinde fanden dies Versprechen lächerlich, dem Könige selbst war es kaum glaublich. Indeß erreichte Rosni in 6 Tagen durch Minen und Graben seinen Zweck. — Laon wurde 1594. belagert. Rosni hatte eine Batterie von 6 Kanonen zu vertheidigen und trug viel zur Eroberung der Stadt bey. In diesem Jahre machte ihn der König zum Staatssekretär und im Jahre 1596 zum Mitgliede des Finanzraths. Die Belagerung von La Fere, die in diesem Jahre unternommen wurde, dauerte fast ein halbes Jahr. Durch Sul-

lys

lys Wachsamkeit und Sorgfalt aber litt die Armee keinen Mangel.

Es ist bekannt, wie **Amiens** 1597 von den Spaniern überfallen wurde. Bey dem Schrecken der ganzen Stadt dachte **Rosni** darauf, Geld und Soldaten herbey zu schaffen. Der König war bald im Stande, diese Stadt zu belagern. **Rosni** mußte jezt die Auflagen erst eintreiben, und dann zum Besten der Armee anwenden. Es war bey derselben ein solcher Uiberfluß, daß man sagte: **Heinrich IV.** habe Paris vor Armiens gebracht. Dies war die erste Armee, die ein ordentliches Lazareth hatte. Der König verbot ihm, sich an keinen gefährlichen Posten zu stellen. — D.rgleichen Verbot macht dem Könige, der es giebt, eben soviel Ehre, als dem Unterthan, der es erhält. Noch in diesem Jahre ward er zum Gouverneur von **Meaute** ernennet.

Endlich beschloß der **Vervinsche** Friede so viele Unruhen. Aber bald entzündet sich 1600 der Krieg wieder am Fuße der Alpen. Dies war der Krieg mit dem Herzoge v. Savoyen wegen des Markisats v. **Saluzzo**. Dieser Herr war selbst im Jahre 1699 nach Paris gekommen, seine Sache auszumachen. Da er im Zeughause gewesen war, wo er mit dem Könige speisen sollte, war er neugierig, die Magazine zu sehen, **Sully**, der in diesem Jahre Oberfinanzaufseher, auch Aufseher über

die Gebäude, Festungswerke, Straßen, und Oberaufseher der Artillerie geworden war, führte ihn in die Werkstädte, wo man außerordentliche Zurüstungen für die Artillerie machte. Der Herzog erstaunte darüber, und fragte ihn: was er mit so viel Kanonen machen wollte? " **Montmelian einnehmen**, „ antwortete ihm Sully lächelnd. Der Herzog wurde ein wenig betroffen, und machte Scherz daraus. **Montmelian** wurde für die beste Festung in Europa gehalten. — So bald die Kriegserklärung geschehen war, räth Sully dem Könige, sie zu belagern. Aber er war allein dieser Meinung, und alle Offiziers sezten sich darwieder. Um den König dahin zu bringen, belagerte Sully Charbonnieres, einen fast eben so festen Ort, der auf einem unersteiglichen Felsen liegt. Ein enger Fußsteig, von dessen Rande hinab man Abgründe sieht, war der einzige Weg, durch welchen man Kanonen bringen konnte. Hernach mußte man sie mit den Händen auf den dornichten Gipfel eines Gebirges ziehen. Um Batterien zu errichten, mußte man die Spitzen der Felsen abschneiden und eben machen, und an der Festung einen minder festen Ort entdecken, wo die Kanonen sich einen Weg machen konnten. Aller dieser unglaublichen Beschwerden, die er ausstand, ungeachtet, versprach er dem Könige, ihn den folgenden Tag zum Herrn des

Orts

Orts zu machen. Die Feinde thaten allen möglichen Widerstand. Indeß, daß er sein Leben bloßstellte, beurtheilten die Hofleute sein Verfahren, und er mußte auch noch die Eifersucht der Hofleute überwinden. Der Ort ergab sich wirklich noch an eben dem Tage. Auch izt noch hatte Sully viel Mühe, ehe er die Erlaubniß erhielt, Montmelian einzunehmen. Endlich siegte der Eifer über den Neid. Montmelian wurde belagert, und Sully bewies nun, daß für eine wohleingerichtete Artillerie kein Ort mehr unüberwindlich ist. — Heinrich lernte ihn nun noch höher achten, die Feinde Frankreichs lernten ihn fürchten, und die Hofleute erhielten ein neues Recht, ihn zu hassen.

Wir wollen bey Sullys Thaten im Kriege nicht zulange verweilen. Was zum Lobe eines andern schon hinreichen würde, das ist kaum der Anfang desseinigen. — Wir wollen auf seine Staatsgeschäfte einen eben so flüchtigen Blick werfen, wie auf seine Schlachten, und hernach das große Schauspiel betrachten, welches er uns als Minister darstellen wird.

Da der Tod des lezten Königs, aus dem Hause Valois, Heinrich dem IV. den Weg zum Throne gebahnt hatte, so warf dieser Fürst seine Blicke inn- und außer Frankreich umher, umzusehen, was er zu fürchten oder

zu hoffen hätte. — **England** war durch den Eigensinn **Heinrich** VIII. erschüttert, unter **Eduard** VI. entkräftet, unter **Maria** mit Blut überströmt, unter **Elisabet** blühend und ruhig geworden; es legte damals den Grund zu seiner Größe, und schien nicht geneigt zu seyn, einen protestantischen König in Frankreich zu unterstützen. — **Holland** in den Trümmern seiner Ketten, kämpfte mit seinen Tyrannen, und sah in ihrem Feinde einen nothwendigen Bundsgenoßen. — **Teutschland** unter **Rudolph** II, fürchtete alles von den Ottomannen, und hatte nur wenig Einfluß auf seine Nachbaren. — Die freye und kriegerische **Schweiz** war durch ihre Armuth genöthigt, ihre Bürger und ihr Blut feil zu bieten. — **Spanien** war durch eine neue Welt vergrößert, hatte Portugall verschlungen, drohte England, und verheerte Frankreich. — **Savoyen** sah den Flammen in Frankreich zu, und hielt sich nahe zu der Feuersbrunst, um bey Gelegenheit einige Trümmern wegzunehmen. **Rom** hatte seine Bannstrahlen geschleudert. — **Schweden** und **Dännemark** mischten sich nicht mehr in die mittäglichen Streitigkeiten. — **Pohlen** war ein Aufenthalt der Barbaren. — **Rußland** war noch nicht da. — Im Königreich selbst war die Ligue, von Spanien beschüzt, von den Päbsten ver-

thei-

theidigt; sie focht im Namen Gottes wider die Könige. —

Auf der einen Seite sah man den Herzog v. **Maine**, klug in Anschlägen, langsam in der Ausführung, ein vortrefliches Haupt der Parten, ein mehr geschickter, als glücklicher Kriegsmann. — Einen feurigen, heftigen **d'Aumale**, der Tod und Könige trozt. — **Nemours** groß genug, daß der Herzog von **Maine** ihn beneidet. — **Mercoeur**, Philosoph im Schooße der Empörung, und Menschenfreund in bürgerlichen Kriegen. — **Brissac**, ein romanhafter und seltsamer Kopf, der das alte **Rom** aus Frankreichs Trümmern schaffen will. — Der Kardinal v. **Bourbon**, der durch seine Schwäche genöthigt war, König zu werden. — **Guise**, dessen Name schon fürchterlich war. — **d'Epernon**, der nichts als Stolz besaß, nnd nichts als Furcht erweckte. — **Villars**, trozig und wild, voll Freymuthigkeit und Kühnheit. — **Joyeuse**, aus Eigensinn andächtig, und aus Schwärmerey Kriegsmann. Endlich den Präsidenten **Jeannin**, zu tugendhaft für einen Empörer; er liebte sein Vaterland, haßte Spanien, wurde von der Ligue gehaßt, war die Seele der Partey wider ihren eignen Willen, und mäßigte ihre Hitze und Grausamkeit.

Auf der andern Seite sah man einen **d'Aumont**, ein getreuer Unterthan, und un-

erschrockener Krieger. — **Biron**, der Anführer in 6 Schlachten gewesen war; — seinen Sohn, dem zur Größe nichts, als nur gesezte Tugend fehlte. — **Givri**, in den Wissenschaften so erfahren, als im Kriege. — **Crillon**, dessen Name der Name des Muths seyn konnte, und der deshalb l'homme sans peur genannt wurde. — **Lesdiguieres**, der aus einem gemeinen Soldaten **Konnetable** geworden war, zu einer Zeit, da sich alle durch ihren eignen Werth ihren Rang verdienen. — **Montmorency**, werth eines so großen Namens. — **Mornai**, vielleicht der Einzige, der die Religion sehr weit trieb, ohne schwärmerisch zu seyn. — **Sanci**, eine obrigkeitliche Person, ein Kriegsmann, Handelsmann und Minister. — **Harlai**, welcher die Ehre hatte, für seinen König zu leiden. — **Bouillon**, ein unruhiger und feuriger Geist, der alle Geschäftigkeit des Ehrgeizes mit dem ganzen Phlegma der Politik zu verbinden wußte. — Den Grafen von **Auvergne**, der nach Händeln und Ergözlichkeiten dürstet. — Den Grafen von **Soissons**, tapfer, aber unbeständig, wenig für seinen Herrn eingenommen, eifersüchtig auf seinen Ruhm, blind in seinen Begierden; der beständig in Unruhe leben muß, und sich selbst ohne Grund martert. —

Dies war die Lage der Umstände von außen und von innen; dies waren die Talente,

die

die Fehler und Tugenden derer, die Heinrich dem VIten dienten, oder entgegen waren. So viel Absichten zu vereinigen, so viel Leidenschaften zu stillen, so viel Haß zu zähmen, dazu war es nicht genug, zu siegen, man brauchte Staatsklugheit. — Sully, ein Kriegs- und Staatsmann, dient seinem Könige mit seinen Talenten, eben so wie mit seinem Muthe. — Schon im 23ten Jahre fieng Sully an, die Kunst zu studieren, wie man das menschliche Herz ausforschen und lenken muß. — Im Jahre 1583, zu der Zeit, da die Ligue entstand, hatte ihn der König von Navarra an den Hof geschickt, um alle Bewegungen desselben zu beobachten. Hier hatte er die Katharina von Medicis gesehen, die sich bloß mit Ergözlichkeiten zu beschäftigen schien, und den Grund des Thrones untergrub; die Familie der Guisen, und ihre Bemühung, dem Volke zu gefallen, welche alle Tyrannen zuerst anwenden; sie schmeichelten dem Volke, um den König zu stürzen; die herrschsüchtigen und gierigen Lieblinge, die mit unbesonnenen Händen den stolzen Geist der Guisen aufs äußerste zu bringen suchten; — den König, der anfänglich die Ligue aus Unempfindlichkeit duldete, hernach sie aus Schwachheit bevollmächtigte, und bald sich ihr widersetzen wollte, nachdem er sich in ihr Netz verwickelt hatte. — Sully, der auf alles, was um ihn her vor-

gieng,

gieng, aufmersam war, gab seinem Könige genaue Nachricht davon. Er that 1585 eine neue Reise nach **Paris**, die einerley Absicht mit der vorigen hatte. **Heinrich** III. hatte sich zum Haupte von der Ligue erklärt, die ihn von Throne setzen wollte. **Sully** wandte sich bey diesen Umständen an alle die Franzosen, die noch den Staat liebten. Endlich folgte er 1588 dem Grafen v. **Soißons**, um sein Verfahren zu studiren, und das neue System zu bemerken, dem man bey Hofe folgen wollte. — **Sully** hatte schon 1586 einen Vergleich zwischen den beyden Königen unter Händen; allein die Unentschlüßigkeit, ein Fehler aller schwachen Seelen, zog **Heinrich den** IIIten bald auf die Gegenparten, und der Vergleich wurde unnütz. Endlich brachte er ihn nach Ermordung der **Guisen** 1589 zu Stande. — Viele Reisen und Beschwerden machten, daß er gefährlich krank wurde. Der philosophische **Mornay** war so klug, sich dieses Umstandes zu bedienen, die Ehre und Belohnung für den Vergleich davon zu tragen.

Der Tod **Heinrichs** III. öfnete unserm **Sully** eine noch größere Laufbahn, seine Unterhandlungen mit der Gegenparten zu betreiben. Er suchte 1594 einen der schäzbaresten Männer der Ligue, den **Brancas Villars**, Admiral v. Frankreich, von der Ligue abzuziehen. Dies geschah anfänglich geheim, hernach wur-

de

de es durch Verwickelung gestört. Als endlich alles zum Schluß kommen sollte, überredete man dem **Villars**: Sully wollte sich seiner Person bemächtigen. — **Villars** empfand bey dieser Nachricht alle Wut, welche die Verrätherey in einer hohen, und bis zur Strenge aufrichtigen Seele erregen muß. Er riß Sully den Vergleich aus den Händen, zerriß ihn und warf ihn ins Feuer. Die Mäßigung des einen stillte endlich die Hitze des andern. Alles wurde ins Licht gesetzt; **Villars** ließ den Urheber des Betrugs henken, und unterschrieb seinen Vergleich. Sully hatte die Ehre seinem Könige auf einmal einen wichtigen Ort (**Rouen** nämlich, wovon **Villars** Gouvernör war) einen tapfern Kriegsmann und einen getreuen Unterthan zu verschaffen.

Der jüngere Herzog v. **Guise** rüstete sich zum Streite, um den Thron stützen zu helfen, den sein Geschlecht erschüttert hatte, der noch mit dem Blute seines Vaters befleckt war; denn in eben dem Jahre hatte Sully im Namen des Königs einen Vergleich mit ihm geschloßen. — Dies war der Sohn desjenigen, der zu **Blois** ermordet war. Er hatte weder die Vorzüge, noch die Fehler, noch den unglücklichen Ruhm seines Vaters. — Man könnte ihn vieleicht mit **Kromwels** Sohne, **Richard**, vergleichen; beyde hatten einen Vater, der einen mächtigen Staat erschüttert und re-

giert hatte; beyde starben als unbekannte Unterthanen in einem Lande, dessen Beherrscher sie zu werden gehoft hatten.

Sich die Eifersucht der Feinde zu Nutze zu machen, um sie zu entzweyen, ihres gegenseitigen Hasses, um in ihnen die Liebe zu erwecken; ihrem Ehrgeize durch Würden schmeicheln, dem Eigennutze durch Reichthümer, der Eitelkeit durch Lobsprüche; nach der Denkungsart und Heftigkeit der Leidenschaften den Preis schätzen, den ein jeder auf seinen Haß oder auf seine Rache sezt; es berechnen, wieviel ein jeder seinem neuen Herrn werth seyn kann, und wieviel er mit ihm an sich ziehen wird; den Mächtigen mit dem Ruhme schmeicheln, das Geschick des Staates zu entscheiden, den Kleinen mit der Ehre, den Großen zuvor zu kommen; einen jeden überreden, daß man auf ihn das meiste Vertrauen sezt; sie alle bewegen, zu eilen, um sich nicht die Ehre von dem entrissen zu sehen, was sie selbst hätten thun können; darin bestand die Kunst, welche Sully bey dergleichen Empörern brauchte, welche den Pöbel der Partheyen ausmachen, und bloß der Politik der Leidenschaften folgen. —

Allein bey Leuten höherer Art bestand seine Kunst in Unterhandlungen bloß darin; daß er ihnen die Vernunft, mit aller ihrer Stärke bewafnet, darstellte. Er wog die Vortheile Frankreichs, prüfte die Rechte desselben,

sez-

sezte seine Macht auseinander, beurtheilte die Zukunft, schilderte die gegenwärtigen Uibel, erneuerte das Schreckbild der Kriege, stellte die Nothwendigkeit eines Oberhaupts, die rühmlichen Eigenschaften des Königs vor ihre Augen; ließ in ihren Herzen die Stimme des seufzenden Vaterlandes wieder tönen, welches seine Bürger zurück foderte, und zeigte mit der ganzen Hoheit der Tugend jene männliche Beredsamkeit, die weniger Einsichten des Verstandes, als Lebhaftigkeit der Empfindungen hervorbringt.

In diesen kläglichen Zeiten war selbst die **Treue** zu Parteyen geneigt. Indeß daß er die Anhänger der Ligue zurückzubringen suchte, mußte er auch **Heinrichs** IV. Partey in ihrer Pflicht bestärken. Der Gehorsam schien eine Wohlthat, und keine Pflicht zu seyn. Die Katholiken wurden eifersüchtig auf die Protestanten, und von Spanien aufgewiegelt; sie machten Parteyen, die sie für heilig hielten, weil sie den Namen der Religion dazu mißbrauchten, die Großen zur Unterthänigkeit gewöhnt, trugen Bedenken, einen König zu wählen, unter welchem sie aufhören mußten, Tyranen zu seyn. Die Protestanten, beseelt von jenem republikanischen Geiste den die bürgerlichen Kriege, das Beyspiel Hollands, und selbst die Verfolgung unterhielt, waren anfänglich auf **Heinrichs** IV. Seite, dienten ihm

aber mehr, als Zusammenverschworne, denn als Unterthanen; in der Folge sahn sie es mit Unwillen, daß sie mit den Katholiken die Ehre, für ihn zu fechten, theilen mußten, und murrten bald darauf, da sie sich diese Ehre beynahe entrißen sahen; sie suchten allenthalben Riegel wider ein königliches Ansehen, welches ihnen ihre Zerrüttung zu drohen schien; in dem **Edikt von Nantes** sahen sie alles Abschlägige für Ungerechtigkeit an; sie wurden immer unversöhnlicher gegen eine Religion, die über sie triumphirt hatte, und machten im Innern des Staats ein furchtbar Volk aus, welches aus Gewohnheit, unabhängig, und aus Denkungsart empörerisch war; immer durchhöheres Ansehn unterdrückt wurde, und immer dawider kämpfte.

Man sollte es kaum glauben, wieviel Streitigkeiten **Heinrich** IV. selbst unter seiner Partey zu schlichten hatte. Die Schwärmerey und der Ehrgeiz berauschten alle. — **Sullys** Geist war es, den **Heinrich** soviel Parteyen entgegen sezte. — Wenn er nicht focht, so traf er Vergleiche. Er verließ 1594 die Belagerung von **Laon**, um in **Paris** die Bewegungen zu stillen, die wegen der Jesuiten entstunden. — Kurz hernach schickte ihn sein König zu dem Herzoge von **Bouillon**, ihn in seiner Pflicht zu erhalten, und auf die Empörer von **Sedan** acht zu haben. — Im Jahre 1595 gieng

gieng er nach **Rouen**, den Foderungen des Herzogs von **Montpensier** Einhalt zu thun. Er bekam 1597 den Auftrag, an die Häupter der Protestanten zu schreiben, die während der Belagerung von **Amiens** den König zu beunruhigen suchten, um neue Freyheiten zu erhalten. — 1598 gieng er nach **Bretagne**, welches sich noch nicht ganz vom bürgerlichen Kriege erholt hatte, und berief die Stände zu **Rennes**, um die Einnahme der Summen zu beschleunigen, die man versprochen hatte. — 1603 that er eine Reise nach **Poitou**, zernichtete die Empörungen, und bringt die Protestanten wieder auf die Seite des Königs. — 1606 zerstört er die Absichten der Kalvinisten, die eine Nazionalsynode verlangten; er versammelt zu **Rochelle** die Klerisey und die entzweyten Protestanten. Er arbeitet endlich 1604 auf Befehl der Regierung daran, den Unruhen zuvorzukommen, oder zu steuren, welche die Prinzen und Großen des Reichs erregten. — Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seine Talente beständig zum Besten des Staats angewendet hat. Seine Politik hatte nichts gekünsteltes, sie war aufrichtig, ohne falsch, und tugendhaft, ohne Strenge zu seyn. Es war die Politik eines rechtschaffenen Mannes, welcher immer die Wahrheit redet, und Ansehen genug hat, ihr Glauben zu verschaffen. —

Ein solcher Mann war Sully! Er wußte das Mißtrauen zu stillen, die Gerüchte zu zernichten, welche die Partensucht ausbreitete, einem auch noch so wenig gefährlichen Verfahren auf einmal lauten Einhalt zu thun, einem andern in der Stille vorzubeugen, einige durch Furcht, andere durch Hofnung des Gewinns, einige durch Schande, andere durch Ehre in ihrer Pflicht zu erhalten. Es war keine Leidenschaft, kein Laster, keine Tugend, woraus er nicht einigen Vortheil zog, die öffentliche Ruhe zu befestigen. — So ist vielleicht in der unendlichen Menge der Geschäfte, welche die Welt ausmachen, kein Staubkörnchen welches der Ewige nicht zum Gleichgewichte der Welt dienen läßt! —

Diese Kunst, die Gemüther zu lenken, war nicht in den Gränzen Frankreichs eingeschloßen. Allenthalben, wo Heinrich IV. seinen Vortheil wahrzunehmen hatte, übte Sully eine solche Herschaft aus. Er eröfnete 1586 seine Unterhandlungen mit den Schweizern, und sie versprachen ihm 20,000 Mann für seinen König. — 1599 brachte er die Heyrath desselben mit Maria von Medizis zu Stande. — 1600 schloß er einen Vergleich mit dem Kardinal Aldobrandini, Botschafter des Pabstes, und Mediateur des Herzogs von Savoyen. — 1604 brachte er zum besten des Königs eine Streitigkeit mit dem Pabste

über das Eigenthum der Brücke von Avignon zu Ende. Besonders aber zeigte er bey seiner Gesandschaft nach England seine großen Eigenschaften. Im Jahr 1601 hatte ihn schon Heinrich IV. nach Dover geschickt, wo er eine geheime Unterredung mit der Königin Elisabet hielt, auf was Art man Kaiser Rudolph den IIten am besten bekriegen könnte. Diese Königin hatte einen außerordentlichen Haß gegen die Deszendenz und Verwandschaft des spanischen Hauses gefaßt. Sie war schon mit großen Aussichten wegen des Gleichgewichts von Europa beschäftigt, und aus Achtung und Bewunderung eine Bundsgenoßin und Freundin Heinrichs IV. Beyde erwarteten nur den Augenblick, ihre Aussichten auszuführen, aber sie starb 1603.

Heinrich IV empfand es, wie großen Einfluß der Tod dieser Königin auf den Zustand Europens haben konnte. Er befürchtete mit Recht, daß der neue König v. England nicht so geneigt seyn würde, als sie, seinen Absichten beyzutreten. Er sandte also Sully, als außerordentlichen Gesandten zu ihm, um ihn auf seine Seite zu bringen, und England wider den Kaiser zu bewafnen.

Sully kömmt in London an, und sieht lauter Hinderniße vor sich; ein stolzes, großmüthiges Volk, der weitläuftigsten Anschläge fähig, aber der Feind eines Volks, das sich

um gleiche Macht bewirbt, ein Volk, welches seine Absichten und seine Kräfte in seiner eigenen Größe vereint; einen unruhvollen in Parteyen zertheilten Hof, die Anhänger von Frankreich streiten gegen die Partey von Spanien, andere waren auf diese beyden Mächte gleich eifersüchtig, einige aufrühriſch, und nach Neuerungen begierig; sie hielten sich zu keiner Partey, sie machten aber allenthalben Bewegung, umzusehen, ob sie nichts erschüttern könnten. Er fand Ministers, welche mit aller Hitze für ihr Glück strebten, sich wenig um das Glück des Staats bekümmerten, und an einem Entwurf nicht Theil nehmen wollten, den sie nicht selbst gemacht hatten. Eine kühne Königin, die eifrig für die Katholiken eingenommen war, und dem Ansehen eines Gemals und Herrn Troz bot. Einen gerechten, aber schwachen und unentschloßenen Fürsten, der mehr Theolog als König war, Bücher schrieb, anstatt zu fechten, dem es innerlich an Standhaftigkeit, äußerlich an Staatskunst fehlte.—

Das Genie unsers Sully erhob sich mitten unter diesen Schwierigkeiten. — Wie ein Feldherr, der eine große Schlacht liefern soll, wovon das Geschick vieler Staaten abhängt, und welcher im Gefechte ein unebenes und ungeschicktes Erdreich hat, seine Blicke allenthalben umher wirft, und um sich her be-

merkt

merkt, welche Posten ihn decken können, von welchen Anhöhen er seine Feinde bestürmen kann, so bemerkt Sully am englischen Hofe alles, was seinen Auftrag stören, oder befördern kann. Er sieht die Schwäche des Königs, er lernt in seine Ministers ein Mißtrauen setzen, er bekämpft die Kunstgriffe der Spanier, er erweckt aufs neue in den Abgeordneten von Holland den Haß wider dieselbige. Er erregt Schweden und Dännemark, ihre Politik in Süden sehen zu lassen; er entflamt Venedig durch die Hofnung, seine alte Größe wieder zuerhalten. — Mit allen diesen vereinten Kräften gerüstet, kömmt er hernach wieder zu dem Könige, und dringt auf alle Art in ihn; er stellt ihm die weiten Aussichten **Heinrichs** IV. vor, die **Elisabet** gebilligt hat; er läßt ihn Europa in zwo große Parteyen getheilt sehen: Auf der einen Seite den Kaiser, der durch Kriege geschwächt ist, den Pabst, der sich auf Oesterreichs Seite hält; — Spanien, durch Amerika verschlungen; — Das spanische Flandern, durch die Stöße erschüttert, welche es unter **Philipp** II. erlitten hat; — Savoyen, zwischen den großen Mächten eingeschloßen, die es zu Grunde richten, — die kleinen Staaten von Italien, gemacht, um jedem unterwürfig zu seyn, der sie an sich ziehen, oder kaufen will. Auf der andern Seite **Frankreich** voll Unterstützung, und furchtbar aus sei-

ner Asche hervorgehend; **England**, mächtig durch seine Flotten, und noch mehr durch sein Genie; — **Schweden**, fruchtbar an Eisen und Helden; — **Dännemark**, stolz auf die Ehre, ehemals Europa verheert zu haben, — **Venedig**, ein Handelsplatz wie **Tyrus**, eine Siegerin wie **Karthago**; — **Holland**, durch 40 jährigen Sieg schon berühmt, endlich die protestantischen Staaten in Teutschland und in der Schweiz, welche für ihre Freyheit, wie für die Religion Euthusiasten sind. — Er sezt die Entwürfe auseinander, und die Mittel, sie auszuführen, er gewinnt endlich die Eitelkeit **Jakobs** auf seine Seite, da er ihm die Könige von England und Frankreich an der Spitze dieses großen Unternehmens schildert, wie sie die Welt bewegen, das Schicksal der Könige und der Reiche entscheiden. —

Aber o der Schwachheit großer Sterblichen! unvermeidlicher Strom des unglücklichen Geschicks, welcher alles dahin reißt! Was nützt es unserm **Sully**, soviel Hinderniße zu besiegen? — Der Tod **Heinrichs** IV. mußte soviel unnütz machen. Ein Theil dieses grossen Entwurfs war einem **Richelieu** vorbehalten, der andere sollte niemals ausgeführt werden, und fast alles, was geschehen ist, mußte noch durch neue Vorfälle zernichtet werden. — So hat die politische Welt in der langen Folge der Zeiten noch mehr Veränderungen erfahren,

ren, als auf der Oberfläche der Erdkugel Umkehrungen geschehen sind!

Soviel vorzügliche Eigenschaften auch Sully zu Unterhandlungen besaß, so konnten ihm doch vielleicht der Präsident Jeannin, und der Kardinal Ossat, diesen Ruhm streitig machen; er hatte aber einen andern, worin ihm keiner gleich kam, den Ruhm eines vortreflichen Ministers. Durch diesen verdunkelte er alles, was man bisher gesehen hatte, und verdiente der Nachwelt zum Muster vorgestellt zu werden.

Sully war noch nicht Oberaufseher, und schon ersah ihn sein König, dem Uibel Frankreichs abzuhelfen. Es war sein erstes Verdienst, daß er es kannte. — Er wirft seine Blicke auf den ganzen Umfangs des Königreichs, und sieht einen Staat, der durch einen 40 jährigen bürgerlichen Krieg erschüttert, ein Raub alles Ungemachs ist, welches eine schwache erniedrigte Gewalt nur hatte einführen können. Er macht den Anfang mit Berechnung der Schulden des Staats. Er findet ihn mit England, Holland, und der Schweiz verwickelt, welche Heinrich dem IV. Soldaten, Schiffe, Eisen und Gold geliefert hatten, um die Ligue zu bezwingen; mit Kriegsleuten, deren Dienste und Blut noch nicht bezahlt war; mit Zollpächtern, die den Staat nöthigten, seinen Ruin zu bezahlen; mit allen

Kriegs-

Kriegsleuten aus den verschiedenen Ständen des Königreichs, welche ihre Besoldungen von mehr als 20 Jahren her foderten; mit den alten Sklaven der Günstlinge, denen die Freygebigkeit **Heinrichs** III. das Blut des Volks aufgeopfert hatte; mit den Rentenirern, die den Staat mit unglaublichen Summen überhäuften, und in ihrer Unthätigkeit die Früchte der Arbeit und des Schweißes der Nazion verschlangen; endlich mit den Häuptern der **Ligue**, welche alle ihre Treue an ihren neuen Herrn verkauft hatten.

Alle diese Schulden machten zusammen eine Summe von 330 Millionen (die Mark zu 22 Livres gerechnet) aus. **Sully** untersuchte izt die Einkünfte, und mußte erstaunen, da er sah, daß der König nur 30 Millionen empfieng, wiewohl die Unterthanen 150 bezahlten. — Diese unglaubliche Unordnung war aus der Schwäche der Könige, und aus der Habsucht der Unterthanen entstanden. — Außer den Auflagen, welche die Bedürfniße des Staats erfoderten, maßte sich ein jeder Kriegs- oder Gerichts- oder Finanzbedienter gewisse Rechte über das Volk an, welches gezwungen war, soviel Tyrannen zu ernähren. Alle Gläubiger des Staats, Ausländer und Unterthanen, bezahlten sich mit eigner Hand, und hatten bis mitten unter die liegenden Gründe des Königs, Güter, woraus sie die Einkünfte

zogen; Sie hatten ihre Straßenräuber, unter dem Namen von Bedienten, welche den Bedienten des Königs das Recht, das Erdreich zu verschlingen, streitig machten. Die Generalpächter sezten Unterpächter ein, und diese hatten wieder andere unter sich die sich in noch mehr Glieder zertheilten; die Einkünfte des Staats wurden erschöpft, indem sie durch soviel Hände giengen, gleich jenen Strömen, die von einer großen Höhe herabstürmen, von Wasserfall auf Wasserfall, von Fels auf Fels fließen, sich im Staube verlieren, von den Winden auf entlegene Felder hingebracht werden, und nicht zu dem Teiche gelangen, welcher sie im Grunde des Thals erwartete. —

Hundert Millionen Kammergüter waren beynahe ohne einigen Vorwand entwendet. Ein großer Theil königlicher Einkünfte war entweder von den Großen in Besitz genommen, oder um einen ganz geringen Preis selbst von denen verkauft, welche dem Staate davon Rechenschaft geben sollten. — Doch die größte Quelle der Unordnungen waren die Räubereyen der Finanzpächter. Wer könnte alle ihre schrecklichen Kunstgriffe herrechnen? Wer könnte alle die Arten ihrer List zergliedern, welche der Geiz erfunden hatte, sich die Einkünfte des Staats zuzueignen. Man verringerte die Einnahme, man vergrößerte die Ausgaben, man vermehrte die Unkosten, man übertrieb

den

den Eintrag der Bedienungen, man machte aus einem Amte zwey oder drey, man verfälschte die Rechnungen, und unterdrückte davon einige. —

Sully durchspähte alle diese versteckten und tiefen Minen, aus welchen die Einnehmer das Gold Frankreichs gruben. Er durchlauft alle Register, vergleicht alle Stände, bringt alle Rechnungen in Richtigkeit, hält sie gegeneinander, bringt sie in eins. — Diese verborgene Arbeit ist vielleicht das, was unserm Sully die größte Ehre macht. — Die Seele eines großen Mannes empfindet ein geheimes Vergnügen, wenn es bey einer Berathschlagung darauf ankömmt, einer Menge Feinde zur Ehre der Tugend und zum Wohl des Vaterlandes Trotz zu bieten, sein Geist hebt sich mit Entzücken, wenn er im Kabinet jene mächtigen Verbindungen macht, welche in das System der Welt Einfluß haben sollen; aber sich in kleine Untersuchungen begraben, welche beständig den Schwung des Geistes niederdrücken, und alle die kleine Achtsamkeit einer arbeitsamen Neigung verlangen; in langen Nächten eben die Hand, welche gewohnt ist, Heere zu führen, und den Wetterstrahl zu schleudern, eben die Hand zu mühsamen und verdrüßlichen Berechnungen brauchen; alle diese Arbeit, deren Schwierigkeiten unermeßlich, deren Erfolg ungewiß ist, und bey welcher die Einbildungs-

kraft

kraft nicht von dem Gedanken der Ehre unterstüzt wird, verlangt eine stärkere, eine lebhaftere Seele, als die schimmerndsten Staatsgeschäfte.

Sully sezte diese Untersuchung fort. Er bemerkte in ganz Frankreich die Folgen jener Mißbräuche. Er sieht den Fleiß erstickt, den Umlauf des Gewerbes gehemt, die liegenden Gründe vernachläßigt, oder unbeträchtlich, das Volk in Elend versenkt, den Kredit vernichtet, kein Hülfsmittel für die gegenwärtige Zeit, einen fast unvermeidlichen Ruin für die Zukunft. — Das unruhige und geplagte Frankreich regte sich indeß noch immer unter diesen Bedrückungen, um ein Mittel dafür zu finden, gleich einem sterbenden Elenden, der noch immer gegen das Schwerd kämpft, welches ihn ermordet. —

Man hatte einen **Finanzrath** zusammen gebracht, eine Art von Hyder, die dem Staate noch weit schädlicher war, als der Oberaufseher, den sie wieder einsezte. — Dies war der so berüchtigte **Franz d'O**, Oberfinanzaufseher unter **Heinrich** III; und zu Anfange der Regierung **Heinrichs** IV. — Er hatte alle Eigenschaften, die ihn zu diesen Amte unfähig machen konnten. — Er war verschwenderisch, sorglos; ein heftiger Liebhaber des Spiels, ganz mit seinem Vergnügen beschäftigt, sezte eine eitle Größe in unvernünftigen Aufwand

wand, versagte sich nichts, indeß daß dem König alles fehlte. Er starb 1594, und hinterließ über 4 Millionen, den Staat aber ließ er in einer Schuld von 800 Millionen heutiger Münze. Nach seinem Tode gieng die Bedienung eines Finanzaufsehers aus, und der König bestellte einen Finanzenrath, der aus 8 Personen bestand. — Sully billigte diese Einrichtung nicht, denn es ist weit schwerer, acht rechtschaffene Leute zu finden, als einen einzigen. Sein Urtheil wurde nur gar zu gut gerechtfertigt. Die 8 Räthe waren nichts, als privilegirte Wucherer. Die Verschwendungen und Räubereyen giengen immer weiter. Der König brauchte in dem Kriege mit Spanien 800,000 Thaler, zur Belagerung von Arras; er bat sie von ihnen so, wie ein Armer den Reichen um Brod bittet, und konnte sie nicht erhalten. " Ich bin, schrieb dieser gute König an Sully, den Feinden ganz nahe, und habe beynahe kein Pferd, worauf ich fechten kann, meine Hemde sind auch alle zerrissen, meine Brustlätze zerlumpt, und seit zween Tagen speis' ich bald bey dem, bald bey jenem, weil meine Leute meinen Tisch nicht mehr besorgen können. " —

Unterdeß hielten die 8 Finanzräthe zu Paris einen verschwenderischen Tisch, und ihr Aufwand spottete des allgemeinen Elends. Alle, von der allgemeinen Verderbniß fortgerissen,

sen, vergrößerten sie noch das Elend; dem sie abhelfen sollten. Man sah sie unter verdecktem Namen alle liegende Gründe des Reichs regieren, die ansehnlichsten Pachtungen für den schlechtesten Preis an sich ziehen, die Gläubiger des Staats durch schimpflichen Aufschub nöthigen, selbst ihre Summen herunter zu lassen, und sie hernach ganz auf die Rechnung setzen. —

Ohne Sullys Geist wär es um Frankreich gethan gewesen. Alle Hände waren vereint, es in den Abgrund zu stürzen; nur er hielt es zurück, und verwehrte seinen Fall. — Um sich vollends von allem zu unterrichten, durchzieht er selbst die meisten Provinzen des Königreichs.

O ihr! die ihr das Elend des Staats kennen und lindern wollt, macht es wie Sully — geht aus euren Pallästen! wenn ihr an euren Tafeln, wo der Uiberfluß herrscht, sizt, da wißt ihr nicht, daß es tausend Menschen giebt, die vor Hunger sterben. An den Höfen und um den Thron her ist das Volk allezeit glücklich, da ist ein Königreich immer blühend; nur dann, wenn man die Furchen des Feldes verlassen, die Pflüge zerbrochen, die Hütten unbewohnt, oder in Ruin sinken sieht, wenn man auf das Gras tritt, welches die öden Gassen der Städte deckt, wenn man auf den Landstrassen Väter, Mütter, junge Kin-

der antrift, die alle miteinander aus ihrem geliebten Vaterlande fliehen, und unter einem glücklichern Himmelsstriche ihren Unterhalt suchen wollen: nur dann erwacht die Menschlichkeit; dann wird das Herz geängstigt, dann fängt man an zu merken, daß der Hof nicht der Staat ist, daß der Aufwand einiger Leute nicht das Glück von 20 Millionen Unterthanen ausmacht.

Solch einen Auftritt sah Sully vor sich. Er hatte die Seele eines Patrioten, aber auch das Auge des Philosophen. Sully that in dieser Absicht eine doppelte Reise, und was er nicht selbst besorgen konnte, trug er zuverläßigen Männern auf. Seine Aufmerksamkeit gieng auf die kleinsten Umstände jedes Orts, und seiner Einwohner. — Indem er das Uibel bemerkte, so sann er schon auf Mittel dawider.

Doch mußte Sully bey seinen Nachforschungen von Seiten der Finanzpächter fast eben soviel Hinderniße und Schwierigkeiten vor sich finden, als sein König von Seiten der Ligue erfahren hatte, als er jedwede Stadt erobern mußte. — Sobald die Mitglieder des Finanzraths Sullys Reisen in die Provinz erfuhren, wandten sie alles an, dieselben fruchtloß zu machen. Die Obereinnehmer, Schazmeister, u. s. f. wurden abgerichtet. Einige giengen davon, andere wiesen Befehle auf, daß sie ihre Rechnungen nicht vorzeigen dürften

ten. Zu gleicher Zeit streute man die boshaftesten Gerüchte wider ihn aus; man machte sich seine Abwesenheit zu Nutze, ihn bey dem Könige anzuschwärzen; man gab ihm Unwissenheit, Härte, Unbesonnenheit Schuld, u. s. f. Der ward endlich davon bewegt, ließ ihn zurück kommen, und empfieng ihn sehr kaltsinnig. Er rechtfertigte sich bald; 500,000 Thaler, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, und die ohne ihn für den König verloren gewesen wären, lieferte er dem Schatze des Königs ein, und sorgte für die gute Anwendung dieser Summe, und diese Sorgfalt war sehr nöthig.

Sanci, ein Mitglied des gedachten Raths, der trozigste Mann, ließ von Sully auf eine höchst gebietrische Art 80,000 Thaler fodern, die Schweizer zu bezahlen. Sully wußte daß, die Schuld nur das Drittheil dieser Summe betrug: er schlug sie ihm ab. Dies verursachte zwischen beyden einen heftigen Streit, welcher in Gegenwart des Königs ausbrach: — Kurz darauf wurde dieser Rath von ihm aufs neue über einen Raub betroffen, den sie ihm Schuld geben wollten. Dies war nur der Anfang von Widerwärtigkeiten, womit Sully zu kämpfen hatte. — Man wundert sich zuweilen, daß in einem Staate so wenig Gutes gethan wird. Der Philosoph, welcher die Hinderniße erwegt, muß sich vieleicht noch mehr wundern, daß es

noch Leute giebt, die Muth genug haben, Gutes zu thun. —

Sully mit dem Ansehn seines Königs, und mit allem Nachdrucke eines Geistes, welcher Gutes thun will, ausgerüstet, fängt nun mit Abschaffung der Mißbräuche an. Die königlichen Bedienten und die Großen haben nicht mehr das Recht, den Provinzen Steuern aufzulegen; das Volk wird von seinen Tyrannen befreyt, und preiset sich glücklich, daß es izt nur bloß die Abgaben zu entrichten hat, die ihm sein König auflegt.

Um dieses zu bewerkstelligen mußten viel Hinderniße überwunden werden. — Der Herzog von **Epernon** erwarb sich durch seine Unterdrückungen beynahe jährlich 400,000 Gulden itziger Münze. Er wußte den Tag vorher, an welchem ein Verbot wider ihn ausgefertigt werden sollte, und er gieng in den Rath, um es zu verhindern. Hier fehlten ihm Gründe, und er nahm daher zum Spotte seine Zuflucht, welcher zugleich in Drohungen übergieng. Sully antwortete auf eine unerschrockene Art, und beyde griffen zu gleicher Zeit nach den Degen. Wenn man sich nicht dazwischen gelegt hätte, so wäre der Versammlungssaal vieleicht mit Blute gefärbt worden. Der König war sehr mit Sullys Muthe zufrieden, und schrieb ihm in eben der Stunde eigenhändig,

dig, er wollte sein Sekundant gegen Epernon seyn.

Mitten unter soviel Stürmen verfolgt Sully seine Laufbahn. Er verbietet den Gläubigern des Staats, sich selbst irgend ein Recht über die liegenden Gründe anzumaßen. Durch diese Verordnung wurden die Einkünfte des Staats aus den Händen Englands, Teutschlands, der Schweiz, Florenz und Venedig, und der mächtigsten Leute im Reiche zerrissen. Selbst Heinrich IV. erschrickt über das neue Ungewitter, welches sich wider Sully empört. Aber dieser große Mann bleibt unerschüttert. Er läßt die vielen Unterpachtungen der Güter eingehen, welche die Kosten ins unendliche vermehrten, und einen Haufen unnützer Leute mit dem Einkommen des Staats unterhielten. Er macht eine allgemeine Einrichtung des Finanzwesens, wodurch auf die Zukunft allen schändlichen Mitteln, sich zu bereichern, vorgebeugt wird. Er schreibt den Einnehmern neue Formulare ihrer Rechnungen vor. Die tiefen unterirdischen Hölen, welche die Haabsucht gegraben hatte, werden nun aufgedeckt, und die Tieger, welche in dieselben flohen, um die Eingeweide des Volks insgeheim zu verschlingen, haben nun endlich keine Nahrung mehr. Mit Unrecht erhaltene Glücksumstände wurden izt zur Rechenschaft gezogen. Der Geiz ward gezwungen, von seinen Räubereyen Rechnung zu thun.

Es wurden damals 3 Gerichtskammern verordnet, das Finanzwesen in Ordnung zu bringen. Die erste im Jahr 1601, die zweyte 1604, und die dritte 1607. wider Sullys Genehmhaltung; denn er hatte bey den zwo erstern gesehen, daß die Schuldigen immer durchkommen. — Man gab indeß durch diese Einrichtung den Gesetzen ein höheres Ansehen, den Sitten eine bessere Würde; das Volk ward gewahr, daß die Regierung sich seiner annahm; der Adel lernte das Gold nicht mit der Ehre zu verwechseln; die Nazion fieng an zu argwöhnen, daß eine anständige Armuth einen Werth haben kann.

Wenn der Staat aus diesen strengen Verordnungen nicht allen Nutzen zog, den er davon hoffen konnte, wenn viele große Bösewichter der Verfolgung der Gesetze entgiengen, so war Sully nicht Schuld daran. Die Kunstgriffe der Höflinge, die Niederträchtigkeit feiler Seelen, die Schwäche der Natur, Gutes zu thun, und selbst das Uibermaaß des Uibels, war Schuld daran; denn es giebt eine Zeit, wo das Gold, welches die Quelle der Laster ist, selbst dazu dient, sie zu verdecken, und wo man dadurch unschuldig wird, daß man über die Maaße strafbar handelt.

Alles gewann nun ein neues Ansehen; die liegenden Gründe wurden verdoppelt, und die Fremden davon ausgeschloßen. Die Höf-

linge konnten nichts mehr dabey thun, und ihre Fürsprache nicht mehr feil bieten. — 80 Millionen Kammergüter kamen wieder in die Hände des Königs. Sully unternimmt izt eine Arbeit, die noch verwickelter ist. Man bringt die Renten des Staats in Richtigkeit, ihre Quelle, ihre Verpfändung, die Zeit ihres Anfangs, alles wird untersucht. Die strengste Billigkeit regierte alle die Untersuchungen. — Die Städte und Provinzen wurden der Last der Schulden überhoben, welche sie drückten. die heimlichen Bedrückungen, die verhaßten Formalitäten, Mittel, die unerträglicher geworden waren, als das Uibel selbst, fielen nun weg. Die Freyheiten, welche oft ungerecht, und immer gefährlich waren, wurden auf eine gehörige Anzahl gebracht, und eine gleichere Vertheilung machte die Einnahme leichter.

Eine von Sullys Hauptverrichtungen war, daß er den durch Krieg und andere Plagen geschwächten Provinzen 20 Millionen rückständiger Vermögensteuer nachließ, und hernach sezte er diese Auflage von Jahr zu Jahr auf 2 Millionen herunter. — Sully hatte sich durch Geschichte und Nachdenken überzeugt, daß der Landbau die Grundstütze des Staats und die Quelle seines Einkommens sey. Er sah also die Vermögensteuer für eine sehr fehlerhafte Auflage an, besonders die Freywillige, welche den Besitz der Güter ungewiß macht,

und das Eigenthumsrecht dem Eigensinne gewaltsamer Leute preis giebt. Es ist nicht unsre Sache, sich in die Zergliederung ökonomischer Umstände einzulassen, die seinen Gegenstand nicht angehen; aber werft eure Augen auf die Felder; ihr werdet da den Landmann sehen, gezwungen seine Arbeitsamkeit selbst zuersticken; er zittert, sein Land zu verbessern, er schickt zum Himmel schreckliche Wünsche, daß seine Erndte nur nicht reicher werde, er wagt es nicht, größern Aufwand zu machen, aus Furcht, sein Reichthum möchte ein Verbrechen werden. Ihr werdet den Armen, unter dem Gewicht seiner Arbeit erdrückt, genöthigt sehen, auch die Last des Reichen zu tragen; ihr werdet die freyen Plätze an einige verkauft, und für andere eine Quelle des Schreckens werden sehen; die Fruchtbarkeit eines Erdreichs, bestraft durch die Unfruchtbarkeit der benachbarten Felder, ihr werdet tyrannische Unterdrücker aus einer verlassenen Hütte das schlechte Hausgeräth forttragen sehen, welches die Armuth der Bedürfniß ließ, das Bette, auf welchem eine Frau dem Staate einen Bürger gegeben hat, von gierigen Händen geraubt, die Windeln einem neugebohrnen Kinde abgerissen, Unglückliche die im Staube herumgerissen werden, und sich umsonst loßreißen wollen, Flüche auf ihre Hütten ausstoßen, und mit aller Stärke der Verzweiflung noch die

lez-

lezte Garbe zu retten suchen, welche sie zur Nahrung ihres Kindes versteckt hatten. Wie? sind denn die Landbewohner Feinde des Staas, die man der Unterdrückung und Tyranney Preis geben muß? Wehe euch, kleine grausame Seelen, die ihr es wagt, zu behaupten; es sey der Staatskunst gemäß, daß der Landmann unglücklich sey! Als ob die Landleute keine Bürger, als ob sie nicht Wohlthäter des menschlichen Geschlechts wären! Als ob sie nicht eben soviel Anspruch, als ihr, auf allen Schutz des Vaterlandes hätten! Als ob Muthlosigkeit und Verzweiflung mehr zur Arbeit aufmunterten, als Wohlstand und Freyheit! und von der Art waren noch die Grundsätze, welche Sully immer in der Rathsversammlung zu bestreiten hatte. —

"Sire, — sagte Sully zu Heinrich IV — Sie haben den bürgerlichen Krieg aus dem Schooße ihrer Staaten ausgerottet, aber ihre Unterthanen sind noch nicht in Ruhe. Heere von Räubern belagern ihre Häuser, und Blut uud Thränen fließen ihrentwegen. Befreyen sie endlich ihr Volk von ihren wahren Feinden, und steuren sie den Züchtigungen, die verderblicher für Frankreich sind, als die Schlachten bey St. Denis, bey Jarnac, Moncontour und Coutras. „ „

Sullys großer Grundsatz war folgender: **Der Landbau ist die Grundfeste der Macht.** Der Landbau schaft und unterhält die Flotten; besäete Fluren bringen, gleich den Feldern des **Kadmus**, Armeen hervor; auf Feldern voll Aehren keimt der Sieg. **Athen** und **Rom** verlangten Kriegsmänner und Gelehrte. Sully verlangte nichts, als Landleute und Hirten, um Frankreich blühend zu machen. Er muntert alle diese nützlichen Leute auf, er verspricht denen Belohnungen, welche unbebaute Länder wieder in Stand setzen werden, er sucht allenthalben Arbeiter auf, das Land fruchtbar zu machen. Seine Stimme rief die 800,000 Mauren nach Frankreich, welche man damals aus Spanien vertrieben hatte. Durch eine weise Verordnung stellte er die Landleute vor der Bedrückung des Kriegsstandes in Sicherheit. " **Kriegsmänner und Landleute**, sprach er zu ihnen, **woher entstehen diese Zwistigkeiten? Müssen sich die Vertheidiger des Vaterlandes wider die Ernährer desselben wafnen? Das Eisen in euren Händen verdient gleich viel Dankbarkeit des Bürgers, es mag die feindlichen Heere darniederschlagen, oder die Erde durchschneiden und fruchtbar machen.** „

Er vertheidiget die Landleute gegen eine Art von Feinden, die noch furchtbarer sind;

ge-

gegen diejenigen, welche ihnen im Namen des Gesetzes die Rinder mitten auf einer Furche raubten, diese Gefährten ihrer Arbeit, und ihnen sogar das Geräthe selbst nahmen. — Alles verändert sich; der Landbau entstehet von neuem; die Felder werden fruchtbar; die sanfte Freude und Heiterkeit zeigen sich wieder unter den Dächern des Landmanns. — Damals hatte Frankreich noch um ein Drittheil mehr Einwohner, und nährte doch einen Theil von Europa; damals war England mit französischen Getraide überhäuft, und sah sich genöthigt, Frankreichs Feldern einen Tribut zu bezahlen. —

Die Freyheit ist die Seele der Handlung; diese durchlauft die Welt, und flieht die Oerter der Unterdrückung. Sully rief sie herbey, und suchte ihr in Frankreich einen festen Sitz zu geben. Die innländische Handlung war mit einer Menge von Rechten überhäuft, welche die Großen einer schwachen oder nicht genug erleuchteten Regierung entrissen hatten. Sully bekämpfte alle diese habsüchtigen Tyrannen. — Im Jahre 1603 erhielt der Graf v. Soißons, ein Prinz von Geblüte, die Erlaubniß, eine Auflage von 15 Sous von jedem Ballen Leinwand einzunehmen, der aus dem Reiche gienge. Er hatte den König überredet, dies machte höchstens jährlich 30,000 Livres. Sully berechnete es, und fand, daß diese jährliche Auf-

lage

lage nicht weniger, als 300,000 Thaler machte, und verhinderte die Vollziehung des Befehls. Der Graf ward darüber aufgebracht, und begehrte seinen Tod; und Sully erhielt bey dieser Gelegenheit den Ruhm, sein Leben für das Volk gewagt zu haben, wie er es für seinen König gewagt hatte. — Er ordnete einen Handelsrath an, der aber nur dann nützlich werden kann, wenn der Handelsmann dabey mit dem Staatsmanne verbunden ist. Der erste wird dabey die Einsichten der Erfahrung anwenden, der lezte wird großen Grundsätzen das Uibergewicht über kleine Vortheile geben. —

Er unternimmt die Vereinigung der Seine mit der Loire. — Er macht noch andre Flüße schifbar. — Er läßt große Heerstraßen anlegen, und bahnen, um den Uiberfluß gemeinnützig zu machen, und die Reichthümer weiter zu bringen. — Er ermunterte die Wollenmanufakturen, weil sie entweder mit der Schafzucht in Verbindung stehen, und für die Ländern eine neue Quelle der Fruchtbarkeit werden, oder weil es der Hauptvortheil des Gewerbes ist, den Lebensmitteln dadurch einen Werth zu geben, daß sie die Verwendung derselben erleichtern, und daher die gröbsten Manufakturen auch die nützlichsten sind.

Sully gab sich Mühe, die Flecken und Dörfer wieder zu bevölkern; besonders verlangte

langte er, daß der nicht in Diensten der Regierung stehende Adel auf seinen Güthern leben sollte.

Man hat den Kardinal **Richelieu** deswegen zu sehr erhoben, daß er alle große Erbherrn an den Hof gezogen hat. Ein Mann, der oft zu **Versailles** unnütz ist, könnte auf seinem Landguthe der Wohlthäter der Nazion werden. Wenn der **Landadel** alle Gelegenheit brauchte, die er in Händen hat, das Beste des Staats zu befördern, und man sich nicht schämte auf seinen Güthern zu leben, so könnten wir vielleicht hievon, außer andern Vortheilen, eine gänzliche Veränderung unsrer Sitten erwarten, und man würde die Leute bey den Wörtern **Tugend**, **Heldenmuth**, **Vaterlandsliebe**, nicht mehr mitleidig lächeln sehen.

Die große Menge von Bedienungen ist von Staatsklugen immer unter die Züchtigungen des Landes gerechnet worden. — Die Menge der Bedienungen erfordert mehr Auflagen, fällt den übrigen Unterthanen zur Last, verbreitet den Geist der Weichlichkeit, die Schaam vor der Arbeit, den Geschmack an großen Städten u. s. f. **Sully** fieng im Jahr 1603 an, diese große Verbesserung zu bewerkstelligen. — **Colbert** that es gleichfalls, und es war zu seiner Zeit noch nothwendiger geworden. Dieser Minister ließ 1654 einen allgemei-

meinen Aufsatz von allen Bedienunden im ganzen Reiche machen. Man fand 45780, da 6000 genug gewesen wären. Die Zahl hatte sich seit der Zeit noch sehr vermehrt, und einem **Neker** war es in unsern Tagen vorbehalten, in die Fußstapfen dieser großen Männer zu treten, und durch Verminderung überflüßiger Bedienungen den Staat um viele Millionen zu bereichern, und dadurch das Volk auf einige Jahre überlästige Abgaben zu ersparen.

Unser große **Sully** sah den ganzen Staatskörper von dem unbezwinglichen Zusammenhange des Physischen mit dem Moralischen fortgerissen. Er arbeitete daher an Unterdrückung der Laster, und besonders des prächtigen Aufwandes, welcher den Staat auf eine versteckte Art untergräbt, indem er die Tugenden zerstört. — **Sully** sah, wie gesagt, mit aller Betrübniß des Patrioten die schreckliche Wunde, welche die Unordnung des Finanzwesens den Sitten beygebracht hatte. — Er hatte in diesem Stücke die Grundsätze der alten Gesetzgeber; er wäre **Lykurg** in **Sparta**, — **Kato** in **Rom** gewesen. In seinen **Memoiren** drückt er sich mit der schönsten Beredsamkeit des Herzens aus, wenn er vom **Luxus**, von der **Weichlichkeit**, von dem Werthe redet, welchen unsre Leidenschaften auf das Gold setzen, u. s. f. Dann erhebt und entflamt sich seine Schreibart. Es sind überall Ausdrücke

ei-

eines kriegerischen Weltweisen, der eine gleich strenge und große Seele hat; die Tugend mit Entzücken empfindet, und die Laster mit eben der Unerschrockenheit bekämpft, womit er die Feinde am Tage der Schlacht bekämpfen würde. —

Durch die Anwendung dieser Grundsätze erhielt Sully in weniger als 15 Jahren nemlich von 1595 bis 1610 seinen Zweck, Frankreich eine ganz andere Gestalt zu geben. Aber er würde nicht so geschwind 350 Millionen Schulden abgetragen, er würde nicht 40 Millionen in der Schatzkamer seines Königs gelassen haben, wenn er nicht außer allen diesen Mitteln ein noch wirksameres gebraucht hätte, nemlich die **Oekonomie.** Ich meyne jene wirkliche, und alles wirkende Oekonomie, welche die Schätze des Reichs als Güther einer Familie verwaltet, welche Ordnung einführt, Verschwendungen vorbeugt, und alles das gänzlich auf die Bedürfniße des Staats wendet, was das Wesentliche und Unentbehrliche des Staats selbst ist. —

So viele Aussichten Sorgen und Arbeit in der Oekonomie beschäftigten doch Sully nicht ganz allein. Sein großes Genie durchläuft auf gleiche Art alle Theile der Regierungssorgen. Die Kriegsrüstung, der Krieg selbst, das Seewesen, die Künste, die Polizey, alles ist der Gegenstand seiner Arbeiten, seiner

glück-

glücklichen Unternehmungen. — Er hatte zwar nicht den Tittel eines Premierministers; er nahm sich aber doch aller Theile der Regierung an. Ihm war keine Art fremd, dem Staate wohl zu thun. — Er wurde 1599 Oberaufseher der Artillerie; er fand sie in einem so kläglichen Zustande, wie alles übrige. Sogleich wandte er alle Sorgfalt darauf, und schon 1604 war das Zeughaus mit 100 Stücken Geschützes, mit 2 Millionen Pfund Pulver, mit 100,000 Kugeln, und allem dem versehen, was zur Bewafnung von mehr als 20,000 Mann erfordert wird. Die meisten Festungswerke waren zernichtet; er ließ sie ausbessern, und neue aufbauen. Es war in der Armee weder Ordnung noch Kriegszucht. Man pflegte zuweilen den Soldaten den Sold vorzuenthalten, und selbst die Offiziere wurden schlecht bezahlt. — Sully sorgte dafür, daß man ihnen denselben immer zu rechter Zeit auszahlen konnte. Er errichtete ein Kriegshospital für die Invaliden. Er machte den Entwurf zu einer Kriegsschule für den jungen Adel. Von diesen beyden Anstalten ist die erste bekanntermaßen von **Ludwig** XIV. zu Stande gebracht. die zweyte ist erst unter **Ludwig** XV. ausgeführt. —

So sind die Ideen eines Mannes von Genie **Saamenkörner**, die sich oft erst durch den Lauf der Zeit entwickeln. — Er machte

ver=

verschiedene Entwürfe zur Verbesserung der Armee im Kriege und Frieden. Er ließ von allen Oertern und Seeküsten in Bretagne Plans machen. Das Seewesen war vor ihm ganz versäumt, oder vielmehr gar nicht da; er rieth dem Könige, es in Stand zu setzen. Anfänglich besuchte er die Küsten, untersuchte die Häfen, machte Anstalt zu Verbesserungen. Er ließ Steuerleute kommen, deren Fleiß er durch Belohnungen ermunterte. Man besserte die Schiffe aus, und bauete neue. In kurzer Zeit hatte Frankreich eine große Menge Galeeren auf dem Mittelländischen Meere. Im Innern des Königreichs wachte Sully über eine andere Art von Arbeiten, über Gebäude, Brücken und Dämme. Er ließ die Landstraßen beynahe durch das ganze Königreich ausbessern, sie mit Bäumen besetzen, welche noch an verschiedenen Oertern vorhanden sind, wo man sie Rosnis nennt. — **Berry** hatte ihm eine Menge Dämme und Brücken zu danken, welche die Handlung an solchen Oertern erleichtern, die vorhin gar nicht dazu gelegen waren. Er gab den Kanal von **Briare** an, und ließ ihn ausgraben. — Im Jahre 1737 arbeitete man an den Schleusen dieses Kanals, und fand einige silberne und kupferne Münzen; auf der einen steht das Wappen des Herzogs von Sully, auf einer andern folgende Aufschrift: 1607 **Maximilian von Bethune, Herzog**

von Sully, unter der Regierung Heinrichs IV. ꝛc. — — Zu St. Germain ließ er das neue Schloß bauen, die Gärten bis an die Ufer der Seine erweitern, und die schönen Rasenplätze daselbst anlegen. Er hatte gleichfalls die Aufsicht über die Verschönerungen, welche der König zu Monceaux und Fontainebleau vornehmen ließ. In Paris wurde der Louvre und andre große Plätze und Gassen sehr erweitert. —

Ein großer Staatsman ist allezeit auch ein Beförderer der Wissenschaften. — Sully ließ dem Casaubonus eine Pension geben, welcher einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war. Zugleich war er damit beschäftigt, beyde Religionen im Zaume und Ruhe zu erhalten, die Uiberbleibsel der Schwärmerey zu vertilgen, die letzten Anfälle einer mächtigen Partey zurückzutreiben, welche Frankreich lange erschüttert hatte. — 1604. machte er einen Aufsatz, dessen Zweck dahin gieng, die Protestanten und Katholiken in ihren streitigen Punkten zu vereinigen. Wäre es ihm gelungen, so hätte er Frankreich viel Blut erspart, und das lezte Jahrhundert hätte nicht Millionen Menschen die Arbeitsamkeit Frankreichs zu seinen Nachbaren hintragen gesehen. — Er war auf alles aufmerksam, was den Ruhm seines Königs angehen konnte, und wachte auch auswärtig. — Ihm hatte Heinrich

rich IV. seine weitläuffigen Entwürfe vertraut, deren wir schon oben gedacht haben, und seine Unterhandlungen in England zum Zweck hatten. — Im Jahre 1606 bewog er die Venezianer, den König zum Schiedsrichter in ihrer berufenen Streitigkeit mit Pabst Paul V. anzunehmen. — In eben dem Jahre rieth er dem König, Mittler zwischen Spanien und den Niederlanden zu werden; 1609 machte er einen Aufsatz wegen der Regierungsfolge in Kleve, worinn er die Ansprüche aller Fürsten, welche an dieser wichtigen Sache Theil hatten, auseinander sezt. So verbreiteten sich Sullys Entwürfe und Sorgen über alles. Wenn man dabey an seine ungemeine Arbeiten beym Finanzwesen, an alle seine Sorgfalt für die innere Polizey des Landes denkt, an jene Menge von Aufsätzen und Berichte, die er für den König machte, an das Gehör, welches er täglich gab, an die Rathsversammlungen, denen er beywohnte, an alle die Reisen, die er thun mußte, an seine vielen langen und wichtigen Unterredungen mit Heinrich IV; so wird man kaum begreifen, wie ein einziger Mann in so kurzer Zeit so viel große Dinge hat ausführen können.—Was noch mehr, dieser große Mann diente dem Vaterlande selbst, da er nicht mehr war. Er veranstaltete die Zeiten Ludwigs XIV, und bildete einen Kolbert. — Es ist kein Unwichtiges Schauspiel, diese beyden be-

rühmten Leute gegen einander zu halten welche den merkwürdigsten Zeitpunkt in der Geschichte Frankreichs, und vielleicht in der Regierung der Völker ausmachen:

Beyde waren zu großen Unternehmungen bestimmt, und wurden beynahe in einerley Umständen dazu erzogen. **Sully** zeigte sich nach jenen schrecklichen Räubereyen der Höflinge, und den Unordnungen, welche die Ligue eingeführt hatte. **Kolbert** hatte dem Uibel abzuhelfen, welches die unruhige und schwache Regierung **Ludwigs XIII.** verursacht hatte, die glänzenden aber erzwungenen Anstalten eines **Richelieu**, die Streitigkeiten der **Fronde**, die Anarchie der Finanzen unterm **Mazarin.** Beyde fanden das Volk mit Auflagen beschwert, und den König des größten Theils seiner Einkünfte beraubt. Beyde hatten das Glück zwey Fürsten anzutreffen, welche den Geist der Regierungskunst hatten, fähig waren, das Gute zu wollen, muthig genug, es zu unternehmen, standhaft genug, es zu behaupten, und voll Verlangen, große Thaten zu verrichten; der eine für Frankreich, der andere für sich selbst. beyde machten mit dem Abtrage der Staatsschulden den Anfang, und einerley Bedürfniße gaben zu einerley Anstalten Anlaß. Beyde arbeiteten an der Erhöhung des gemeinen Wohlstandes. Sie wußten auf gleiche Art den verschiedenen Auflagen einerley Gestalt zu geben;

al=

allein Sully wußte nicht allen möglichen Nutzen daraus zu ziehen; **Kolbert** brachte die Kunst zur Vollkommenheit, ein richtiges Verhältniß zwischen ihnen festzusetzen. Beyde verminderten die ungeheuren Kosten der Perzepzion, verbannten den schändlichen Handel mit Aemtern, welcher den Hof bereicherte und erniedrigte, nahmen den Hofleuten allen Vortheil, welchen sie aus den liegenden Gründen zogen. Beyde hemmten die erstaunliche Verwirrung, welche in den Rechnungen herrschte, und die ungeheuren Vortheile, welche die Einnehmer machten, in allen Stücken aber hatte **Kolbert** nur die Ehre, Sully nachzuahmen, und die alten Veranstaltungen dieses großen Mannes wieder lebend zu machen. —

Der Minister **Ludwigs** XIV setzte nach dem Beyspiele des Ministers **Heinrichs** IV. für jeden Aufwand einen gewissen Fond aus, sezte nach seinem Beyspiele die Zinsen des Geldes herunter. Beyde arbeiteten daran, durch Verbindung der Oerter den Handel desto leichter zu machen! aber **Kolbert** ließ den Kanal in **Languedok** zu Stande bringen, den Sully nur angegeben hatte. — Sie kannten gleich gut die Kunst, das, was man den Landleuten nachließ, den Reichen, und den Bewohnern der Städte aufzulegen; und doch wirft man ihnen beyden vor, daß sie der Arbeitsamkeit, durch Auflagen Zwang angethan haben.

Der Kredit, dieser wichtige Theil der Reichthümer eines Staats, welcher diejenigen in Gang bringt, die man schon besitzt, und die Herrschaft, welche man noch nicht hat, scheint Sully nicht genug bekannt gewesen, und von **Kolbert** nicht vorsichtig genug gebraucht zu seyn. — Der unermeßliche Gewinn der Pächter wurde von beyden eingeschränkt, aber Sully sah es besser ein, wieviel einem Staate daran gelegen ist, den Gewinn der Finanzen dem Gewinne gleich zu machen, welchen man aus den Geschäften der Handlung oder des Landbaues ziehen kann. — Die Münzen zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich; aber Sully sah nichts, als die Mißbräuche, oder half ihnen auf eine nachtheilige Art ab; **Kolbert** bewies in diesem Stücke weit mehr Einsichten, welche er seinen Zeiten eben so sehr, als sich selbst zu verdanken hat.

Man muß ihnen beyden den Lobspruch geben, daß sie es eingesehen haben, die Verbesserung des Gerichtswesens könne einen Einfluß auf die allgemeine Wohlfahrt haben; allein der Vortheil der Zeiten machte, daß **Kolbert** das ausführte, was Sully nur wünschen konnte. — Der eine gab zur Zeit der Unruhe, und unter einem kriegerischen Könige, einem kriegerischen Volke nur den Wink, daß er die Wissenschaften schätzen müßte; der andre, Minister eines Königs, der auch in den Vergnügun-

gungen des Geistes seine Größe zu zeigen wu=ste, gab der Welt vieleicht ein Beyspiel, wie man alle Talente ehren, bereichern, und ent=wickeln soll. —

Sully sah zuerst den Nutzen einer See=macht ein, dies war schon viel nach einer sol=chen Barbarey; wir wissen, daß **Kolbert** den Ruhm hatte, eine zu Stande zu bringen. — Die Handlung wurde von beyden beschützt; al=lein der eine wollte sie fast ganz durch die Produkten des Landes, der andre durch Ma=nufakturen hervor bringen. — Sully gab mit Recht derjenigen Handlung den Vorzug, die an das Land gebunden ist, die nicht getheilt, noch entrissen werden kann, und die Ausländer nothwendig abhängig macht; **Kolbert** bemerkte nicht, daß sich die andre Art bloß auf der Be=dürfniß des Eigensinns oder des Geschmacks gründet, und daß sie mit den Künstlern in alle Länder der Welt gehen kann. Sully übertraf also den **Kolbert** in der Kenntniß der wahren Quellen der Handlung; aber **Kol=bert** übertraf ihn in Ansehung der Sorgfalt, der Geschäftigkeit, und der politischen Berech=nungen in diesem Stücke; er übertraf ihn durch seine Aufmerksamkeit, die einheimischen Frey=heiten des Reichs zu vermindern, welche Sul=ly zuweilen vermehrte, durch seine Geschicklich=keiten die Freyheiten der Ausfuhr und Einfuhr zu verbinden; eine Veranstaltung, die vieleicht

eine der künstlichsten Werke eines Gesetzgebers ist, und wobey der kleinste Irrthum in der Verbindung den Staat Millionen kosten kann. Es wird schwer seyn, es einem **Kolbert** in den kleinen Umständen und den großen Entwürfen in Betracht der Handlung gleich zu thun. — Es wird schwer seyn, einen **Sully** in den Ermunterungen zu übertreffen, welche er dem Landbaue gab.

Kolbert ließ indeß dieses wichtige Stück nicht ganz aus der Acht. laßt uns die Fehler großer Leute nicht vergrößern, und nicht immer die lächerliche Geschicklichkeit zeigen, unsern Tadel, so wie unser Lob zu übertreiben. **Kolbert** wollte nach **Sullys** Beyspiele dem Landmann Vortheile verschaffen; er verringerte die Steuer, er beugte, soviel er konnte, dem Uibel vor, welches mit freywilligen Abgaben verknüpft ist; er beschüzte durch heilsame Verordnungen die Zucht der Heerden; er beförderte durch Belohnungen die Bevölkerung; da er aber den Kornhandel nicht erlaubt hatte, so wurden soviel vortrefliche Anstalten beynahe unnütze; es fehlte an einem würklichen Reichthume; der Staat war glänzend, und das Landvolk unglücklich: — Das Gold, welches durch den Handel in Gang gebracht wurde, kam nicht bis zur Klasse der Landleute; der Getraydepreis fiel immer mehr und mehr, und endlich erfolgte ein gänzlicher Mangel.

Von

Von der Art waren die verschiedenen Grundsätze, und der verschiedene Erfolg dessen, was diese beyden großen Männer unternahmen. Wenn wir izt ihren Karakter und ihre Talente vergleichen, so werden wir finden, daß beyde Richtigkeit und Umfang im Verstande, Größe in Entwürfen, Ordnung und Geschäftigkeit in der Ausführung hatten; aber Sully übersah vieleicht das Ganze der Regierung besser, **Kolbert** entwickelte die einzelnen Theile derselben glücklicher. Der eine besaß mehr von der neuen Politik, welche berechnet, der andre mehr von jener Politik der alten Gesetzgeber, welche alles in einer großen Grundlage vor sich sahen. **Kolberts** Entwurf war eine große verwickelte Maschine, wobey man immer auf neue Triebwerke zurückgehen mußte; Sullys Entwurf war einförmig und ohne Verwicklung, wie der Plan der Natur. **Kolbert** gab mehr auf Menschen, Sully mehr auf Sachen Acht. Der eine fand Hülfsmittel, die Frankreich unbekannt waren, der andre wandte die Mittel, welche es schon hatte, auf die beste Art an. **Kolberts** Ruhm mußte gleich anfänglich mehr Glanz baben; Sullys Ruhm mußte erst mehr Festigkeit erhalten.

In Absicht auf den Karakter hatten beyde den Muth und die Lebhaftigkeit des Geistes, ohne welche man niemals in einem Staate weder viel Gutes noch viel Böses that; allein die

Staatsklugheit des einen schmeckte nach der Strenge seiner Sitten, da sie bey dem andern dem Luxus seiner Zeiten gemäß war. Sie hatten darin eine traurige Gleichheit, daß sie gehaßt wurden, aber der eine von den Großen, der andre vom Volke. Man warf **Kolbert** Härte, und **Sully** Stolz vor; allein wenn beyde gleich einzelnen Leuten, anstößig waren, so liebten doch beyde die Nazion. — Wenn man endlich ihr Verhältniß mit dem Könige untersucht, dem sie dienten, so wird man finden, daß **Sully** seinem Herrn ein Gesez machte, und daß **Kolbert** das Gesetz seines Herrn annahm; daß der eine mehr ein Minister des Volks, und der andre ein Minister des Königs war; wenn man endlich die Talente der beyden Könige in Betracht ziehet, so wird man sehen daß **Sully** etwas von seinem Ruhme **Heinrich** dem IVten, und **Ludwig** XIV. einen großen Theil des seinigen dem **Kolbert** zu danken hatte. —

Die Vergleichung, welche man zwischen **Kolbert** und **Sully** zu machen versucht hat, hat alle historische Wahrheit zum Grunde. Denn nur nach wirklichen Begebenheiten kann man die Menschen kennen und beurtheilen lernen. Solange Staatsleute leben, schreibt man nichts als Lobreden oder Satiren auf sie. Sie sind zu mächtig, um nicht geschmeichelt oder gehaßt zu werden. Aber es kömmt eine

Zeit,

Zeit, wo man untersucht, wo man das Böse ohne Bitterkeit tadelt, wo man das Gute ohne Enthusiasmus lobt. Es giebt selbst in der ökonomischen Regierung Anstalten, die nicht sogleich beurtheilt werden können, und deren Folgen Zeit brauchen, um bemerkt zu werden. Man giebt es heut zu Tage fast allgemein zu, daß **Kolbert** einen falschen Weg eingeschlagen hat; daß das System der Manufakturen, da man es zu weit trieb, für Frankreich eine Ursache des Verfalls geworden ist. Wenn aber dieser Irrthum eines großen Mannes unsre Augen vor allem dem Guten verschlöße, welches er gethan hat, und vor dem, welches er hat thun wollen, so würde die Nazion nicht verdienen, ihn zum Minister gehabt zu haben. Man wird hier nichts mehr zu obiger Vergleichung hinzusetzen. Diese Materie ist unermeßlich, sie würde einen ganzen Band fodern, und man kann hier nur die Hauptsumme vorstellen. Wir wollen nur **Einen** wesentlichen Unterschied unter beyden Arten von Regierungszustande bemerken: Unter **Sully** hatten die Finanzpachter keine Art des Ansehens im Staate. Unter **Kolbert** waren sie geehrt und mächtig; ein sicheres Merkmal, daß sie nothwendig geworden waren. Billige Leute werden es diesem Minister allemal mit Recht vorwerfen, daß er dem **Mezeräy** seine Pension als Geschichtschreiber genommen hat, weil er

nicht

nicht gelinde genug von den Finanzpachtern geredet hatte; Sully hätte ihn gewiß nicht gestraft. — — —

Man würde Sully nicht ganz kennen, wenn man nicht wüßte, daß seine Tugenden eben so groß sind, als seine Talente. Er sagt uns selbst in seinen **Memoiren**, welche Lebensart er als Minister geführt hat: Er stand im Sommer und Winter Morgens um 4 Uhr auf. Die zwo ersten Stunden las er, und besorgte die Sachen, die ihm täglich eingehändigt wurden. Um halb sieben Uhr war er angekleidet, und gieng ins Konseil, welches um 7 Uhr anfieng, und um 9, 10 oder 11 Uhr aufhörte. Den übrigen Morgen brachte er bey dem Könige zu, welcher ihm seine Verhaltungsbefehle in den verschiedenen Aemtern gab, die er bekleidete. Hernach gieng er zu Tische. Seine Tafel war gewöhnlich nur auf 10 Personen, und sie war so mäßig, daß die meisten Hofleute darüber erstaunten. Man machte ihm oft Vorwürfe darüber; er antwortete allzeit mit folgenden Worten eines Alten: " **Wenn die Gäste vernünftig sind, so ist genug für sie da; sind sie es nicht, so kann ich ihrer Gesellschaft leicht überhoben seyn.** " — Jedermann, auch der geringste Landmann, wurde vor ihm gelassen; es war dabey kein Zwang, und er gab allemal sogleich Antwort. Hernach arbeitete er gemeiniglich bis zur Stun-

de des Abendessens; dann ließ er seine Thüren zuschließen, vergaß alle Geschäfte, und überließ sich den Freuden der Gesellschaft mit einer kleinen Anzahl von Freuden. Er legte sich allemal um 10 Uhr schlaffen; wenn aber ein unerwarteter Vorfall den gewöhnlichen Lauf seiner Beschäftigungen unterbrochen hatte, so nahm er von der Nacht die Zeit, welche ihm am Tage gefehlt hatte. Sein König lobte diese große Arbeitsamkeit bey verschiedenen Gelegenheiten. Er gieng einmal ins Zeughaus, und fragte beym Eingange: Wo Sully wäre? Man antworte ihm, er säße auf seinem Zimmer und schriebe. Er wandte sich zu zween von seinen Hofleuten und sagte lächelnd zu ihnen: " **Dachtet ihr nicht, man würde mir sagen, er wäre auf der Jagd, oder beym Frauenzimmer?** „ Ein andermal gieng er früh um 7 Uhr ins Zeughaus, und fand Sully mit seinen Sekretären an einem Tische arbeiten, der ganz mit Briefen und Papieren bedeckt war. „ **Wie lange seyd ihr dann schon hier**"? sagte der König zu ihm. „ **Seit heute früh um 3 Uhr**" antwortete Sully. „ **Was dünkt euch, Roquelaure**, sagte **Heinich** IV, und wandte sich zu ihm, **für wieviel wolltet ihr wohl solch ein Leben führen?** „

Kurz, den ganzen Tag widmete er sich der emsigsten Arbeit; jeder Theil der Zeit war

für

für jedes Bedürfniß des Staats ausgezeichnet. Jede entfliehende Stunde brachte dem Vaterlande ihren Zoll. — Selbst seine Erholungen hatten einen gewissen Ernst und etwas Gesezztes; sie waren Ruhe ohne Unthätigkeit, und Vergnügen ohne Weichlichkeit. Seine gute Haushaltung hatte ihn zu jener allgemeinen Oekonomie gebildet, welche das Glück des Staates ward. Seine Feinde lobten seine Redlichkeit; seine Gerechtigkeit hätte ein tugendhaftes Jahrhundert in Erstaunen gesezt. Seine Treue strahlte unter den Empörern hervor. Nach dem Tode seines Königs konnte man ihn verfolgen, aber dahin konnte man es nicht bringen, daß er ein schlechter Bürger wurde. Er blieb ein Unterthan wider Willen des Hofes. Er diente der Königinn, die ihn unterdrückte.

Als er die Aufsicht über das Finanzwesen erhielt, trug er kein Bedenken, dem Volke ein Verzeichniß seines Vermögens vorzulegen; als er dieses Amt niederlegte, konnte er seine Zeit und die Nachwelt auffodern, ihn einer Ungerechtigkeit zu überführen. Die Geschenke, welche man ihm anbot, um ihn zu bestechen, erniedrigten nur diejenigen, welche sie anboten. — Er glaubte, daß ein Minister niemals etwas von den Unterthanen nehmen müße. Im Jahre 1595 stellte er dem Könige ein beträchtliches Geschenk zu, welches ihm

die

die Stadt Rouen gemacht hatte. Er wollte nicht einmal ein Gnadengeschenk vom Könige annehmen, bis es von der Rechnungskammer bestätigt war. Im Jahre 1597 unterstand sich ein Pächter, ihm einen Diamant von 6000 Thalern für ihn, und einen andern von 2000 für seine Gemahlin anzubieten. Man kann leicht denken, daß er dafür eine Ungerechtigkeit bewilligt haben wollte. Sullys Antwort war Entrüstung. — 1599 stand der Herzog v. Savoyen mit dem französischen Hofe wegen Abtretung des Markisats von Saluzzo in Unterhandlungen, und suchte ihn vergebens durch Anerbietungen zu gewinnen; sie wurden verschmäht, ob sie gleich wiederholt wurden. — Es kann nicht schaden, wenn man unser Jahrhundert von Zeit zu Zeit an dergleichen Handlungen erinnert, damit man doch wisse, daß sie möglich sind. —

Man hat schon seine unbezwingliche Standhaftigkeit in seinen Pflichten gesehen. Frankreich vereinte sich wider ihn, um ihn zu hindern, Frankreich zu retten; er widerstand allen Hindernißen, er hatte den Muth, verhaßt zu seyn. Der Adel, welcher kleinen Seelen nur Eitelkeit einflößt, flößte ihm den edeln Stolz ein, nur große Handlungen zu verrichten. Niemals trieb man jene alte Ehre so weit, deren Enthusiasmus die alten Ritter in Frankreich beseel-

seelte. Er mußte Neider und Verläumder haben.

Es ist erniedrigend für die Menschheit, daß man nie von einem großen Manne reden kann, ohne von Rotten des Neides zu reden. Niemand war ihnen jemals mehr ausgesezt, als Sully. Man hätte es ihm vieleicht verziehen, daß er Verdienste hatte, aber das konnte man ihm nicht verzeihen, daß er alles Zutrauen des Königs besaß. Die Hofdamen, die Minister, und andere Leute bey Hofe, alle vereinten sich wider ihn. Er wurde zwölf bis funfzehnmal angeklagt, daß er an den Verschwörungen des Marschalls von Biron Theil hätte. Der König lachte dazu, und scherzte darüber mit ihm selbst. — Dieser Neid und diese Verläumdungen nahmen in der Folge immer zu, und hätten am Ende beynahe den König selbst überredet, Sully wolle sich zum Haupt einer Partey aufwerfen. Izt lobte der Neid ihn zuerst, und vergrößerte seine großen Eigenschaften, um ihn desto furchtbarer vorzustellen. Sully verachtete dies Verfahren, mit einem edlen Stolz, und schrieb einen solchen Brief an den König, wie ihn ein Mann schreiben mußte, der seiner Tugend gewiß war. Der König antwortete ihm darauf ganz frostig; Sully blieb unbewegt, und fuhr fort, dem Staate zu dienen, bis endlich der König nachdachte, und Sully ihm selbst sein Herz

eröf-

eröfnete. Diese Unterredung, welche über vier Stunden währte, fiel in einer Alee des Gartens vor. Die Hofleute sahen von weiten zu, und man kann sich ihre Unruhe vorstellen. Der König hatte ihn bey der Hand, gieng aus der Alee, und fragte sie alle: welche Zeit es wäre? Sie antworteten, es wäre schon 1 Uhr nach Mittage, und er wäre lange weggewesen. " Ich weiß es wohl, sagte der König, es giebt einige, denen die Zeit dabey länger gewährt hat, als mir. Ihnen zum Troste sag' ich euch allen, daß ich meinen Rosni mehr, als jemals, liebe; und Ihr mein Freund, sagte er weiter, fahrt auch Ihr fort, mich zu lieben, und mir so zu dienen, wie ihr allezeit gethan habt. „ Diese unerwartete Rede sezte die meisten in Schrecken.

Sully schlug die Verläumdung durch seine Tugenden zu Boden, er demüthigte den Neid durch sein Glück. Er rächte sich an seinen Feinden; denn er verlor keine Gelegenheit, ihnen Gutes zu thun. Die Lasterhaften fanden bey ihm eine unbewegliche und starre, die Unglücklichen eine empfindliche und mitleidige Seele. In der Religion war er eifrig, ohne Schwärmerey, und duldend, ohne Gleichgültigkeit; Er war das Werkzeug des Königs bey den Protestanten, er war der Beschützer der Katholiken bey dem Könige. Er wurde

zu **Geneve** angebetet, und zu **Rom** hochgeschätzt. Er war ein guter Ehegatte, ein guter Herr, ein guter Hausvater. Man sehe diese Namen gar nicht gleichgültig an. Die Privatverdienste sind auch gemeiniglich Verdienste um den Staat. Die ersten Empfindungen der Natur bilden die Seele, und die Tugend, welche regiert, ist nichts anders, als diese natürliche Rechtschaffenheit auf größere Gegenstände angewand. Man sieht wohl, daß hier nicht von Talenten die Rede ist. Es ist nur allzuwahr, daß man viel Einsichten und viel Laster zugleich haben kann.

Er gab der Welt ein noch größeres Schauspiel: Er war ein **Freund** seines Königs. — Diese **Freundschaft Heinrichs** IV und **Sullys** ist eins der schönsten Schauspiele in der Geschichte, ein rührender Gegenstand mitten unter dem bürgerlichen Kriege, und der Wildheit der Partheyen:

Sully war erst 11 Jahr alt, als ihn sein Vater dem Könige von **Navarra** vorstellte, der 18 Jahr alt war. Dies junge Kind kniete nieder, und versprach, seinem neuen Herrn immer getreu zu seyn. Man versah sich damals dessen noch nicht, was dies Versprechen auf sich hatte. **Sully** diente ihm im Felde mit seinem Rathe, mit seinem Blute, mit seinem Vermögen. Im Jahre 1585 wollten alle kalvinische Heerführer aus Frankreich eine Re-

publik machen. Rosni behauptete in allen Versammlungen, es sey nothwendig, ein einziges Oberhaupt zu haben, welches die Kräfte vereinte, und ihnen so mehr Wirksamkeit gebe: Heinrich IV. nahm ihn beym Ausgange aus einer solchen Versammlung einmal allein, und sagte zu ihm: " Lieber Baron Rosni, es ist noch nicht genug, gut zu reden, man muß auch gut handeln. Sind Sie nicht entschloßen, mit mir zu sterben? Es ist nicht mehr Zeit, für sich gut Haus zu halten, Leute von Ehre müßen die Hälfte ihres Vermögens daran wenden, einander zu retten. Ich bin versichert, Sie werden zu erst bereit seyn, mir beyzustehen. „ — " Nein, nein, Sire — antwortete Sully — wir wollen nicht mit ein ander sterben; wir wollen leben, und alle unsre Feinde aufs Haupt schlagen. Ich habe noch für hundert tausend Gulden Holz zu verkaufen, die ich dazu anwenden will. „ — " Vortreflich, mein Freund, sagte der König, und umarmte ihm, gehen Sie also auf ihre Güther, machen Sie geschwinde, und kommen Sie bald mit soviel von ihren Freunden als möglich, zu mir, und vergessen Sie ihre großen Holzungen nicht. „ — So drückten sich diese naifen und kriegerischen Seelen aus. Heinrich ohne Heer, ohne Geld, ohne Beystand,

empfieng von Sully gar bald 40,000 Livres. Bald darauf that dieser treue Freund noch eine Reise auf seine Güther; und brachte ihm noch 10,000 Gulden vom Verkaufe seiner Holzungen. Man hat aus dem vorigen bereits gesehen, wie er ihn mit seinem Degen, und in Unterhandlungen diente. Hier wollen wir nur hinzusetzen, daß er bey einer Unterhandlung mit einem von der Ligue, der einen wichtigen Ort inne hatte, um den Vergleich zu beschleunigen, eine Abtey von ansehnlichen Einkünften aufopferte, welche er besaß. — Das Herz des Königs war dazu gemacht, den ganzen Werth der Freundschaft zu empfinden, aber die Politik legte es ihm beynahe als eine Pflicht auf, gleichgültig zu scheinen. Die Katholiken waren eifersüchtig darauf, daß er einen Hugenotten liebte; die Protestanten, daß er sein Zutrauen auf einen Mann von Verdiensten sezte. Dies gieng soweit, daß Heinrich IV und Sully sich verabredeten, vor der Welt zurückzuhalten, und ganz kaltsinnig miteinander zu reden. Indeß sind die Briefe des Königs an ihn Zeichen der herzlichsten Vertraulichkeit, und der zärtlichsten Theilnehmung an seinen Umständen. Sully erwiederte dieselbe bey jeder Gelegenheit. — Die männliche Freymüthigkeit, womit Sully zum Könige redete, ist jedermann bekannt. Er war gegen seinen Herrn eben so strenge, als gegen sich selbst.

Man findet davon tausend Züge in seinen Nachrichten, ich will nur Einen anführen, der das Versprechen der Heyrath betrift, welches der König der Mademoiselle D'Entragues gethan hatte. Der König zeigte es ihm schriftlich, ihn um sein Gutachten zu fragen. Sully nahm es, las es, und riß es in Stücken, ohne etwas zu sagen. " Wie zum Henker? sagte Heinrich IV, was soll ich denn machen? Ich glaube, ihr seyd närrisch.„ — " Es ist wahr, Sire, antwortete ihm Sully, — ich bin närrisch, und wollte Gott, daß ich es in Frankreich allein wäre. „ Dies schildert seinen Karakter besser, als alle Reden von der Welt.

O Heinrich IV! O Sully! O sanfte Zuneigungen des Herzen! tröstende Sorgfalt der Freundschaft! In Sullys Gesellschaft wollte Heinrich IV sein Leiden vergessen, ihm vertraute er alle seine Schmerzen. Die Thränen eines großen Mannes floßen in den Busen eines Freundens. Die kriegerische Freymüthigkeit, und die sanfte Vertraulichkeit würzten ihre Unterhaltungen. Hier merkte man keinen Unterthan, keinen König mehr; vor der Freundschaft verschwand der Rang. —

Aber diese so zärtliche Freundschaft war zu gleicher Zeit wie wir vorhin schon bemerkt haben, von Sullys Seite muthvoll und strenge. Mitten durch das schmeichelhafte Mur-

meln der Hofleute ließ Sully die hohe und freye Stimme der Wahrheit hören. Er schäzte Heinrich den vierten, er schäzte sich selbst zu sehr, als daß er eine andere Sprache hätte reden sollen. Alles, was den einen erniedrigt, und des andern Karakter verdorben hätte, war ihrer beyde unwürdig. Er wagte es auch zuweilen, seinem Könige zu mißfallen. Die Idee eines Sully für Heinrich IV war indessen nie was anders, als: ein Zügel für das Böse, eine Aufmunterung zum Guten.

Warum mußte doch ein so erhabner Umgang sobald unterbrochen werden! Warum mußte solch ein König und solch ein Minister Frankreich so kurze Zeit regieren? — Was war das für ein Tag, was für ein schreckenvoller Augenblick, als Sully auf einmal um sich her rufen hörte: **Der König ist nicht mehr!** als ein getreuer Bedienter, ein Zeuge des Mordes, den schrecklichen Dolch überbrachte, von welchem noch das Blut tröpfelte; als Sully mitten durch das Geschrey, das Schluchzen, das Seufzen und Weinen eines unzähligen Volks sich ins Louvre stürzte, um daselbst den Leichnam seines Freundes und seines Herrn noch einmal zu sehen, noch einmal zu umarmen; als er das junge Kind, den schwachen Erben dieses unglücklichen Fürsten, in seine Arme schloß, es mit seinen Thränen nezte, es tausendmal gegen seine klopfende Brust drückte!

Aber was empfand er da, als er in dem Palaste, dessen Mauren alle mit Tod und Trauer bedeckt waren, in eben diesem Pallaste, wo der beweinenswürdige Rest des Königs noch ruhte fast zu den Füßen seines Grabes, und beym Scheine der Trauerfackeln die Freude des neuen Hofs erblickte; eine Freude, die ihm schmerzhafter und unerträglicher war, als wenn er den Dolch hineinstoßen; und das Blut Heinrichs IV. vor seinen eigenen Augen hätte fließen sehen!

Diese grausame Ermordung eines so geliebten Königs geschahe durch die Faust eines schändlichen Ravaillac am 14ten May 1610. Von diesem Augenblicke an veränderte sich die ganze Regierung. Man fieng wieder an, das Volk zu unterdrücken, um die Großen zu bereichern. Der Hof war izt nichts, als ein Schauplatz von Unruhen, von List, Niederträchtigkeit und politischen Boßheiten. Sully war darüber voll Verdruß, und wollte sich entfernen; allein, seine Familie, welche sich sehr wohl dabey stand, daß sie einen mächtigen Beschützer hatte, hinderte ihn daran. Endlich ermüdeten seine Augen, soviel Elend zu sehen. Den 26 Jenner 1611 legte er seine Bedienungen eines Oberfinanzaufsehers und eines Gouvernörs von der Bastille nieder. Er verließ den Hof auf immer, und gieng auf seine Güther. Die Gunst des Volks beglei-

tete ihn bey seinen Fall. Als er aus Paris gieng, wurde er von mehr als 300 Personen zu Pferde freywillig begleitet. Dies war der Triumpf der Tugend bey ihrer Verbannung. Den Tag nach seiner Entlassung sandte ihm die Königin in Betracht seiner Dienste eine Anweisung auf 100,000 Thaler. Es hatte das Ansehen, als wenn man seine Entfernung damit bezahlen wollte; es wäre für Sully schimpflich gewesen, es anzunehmen, und er schlug es auch aus. Kaum hatte er einige Tage auf seinem Landguthe zugebracht, so erfuhr er, man wollte sich seine Abwesenheit zu Nutze machen, um ihn zu stürzen. Man unterstand sich zu sagen, man wolle ihm seinen Prozeß machen. Ein Mann, der sich 20 Jahre lang dem Staate aufgeopfert hatte, mußte sich soweit herablassen, sich zurechtfertigen. Er schrieb an die Königin, und die Königin besparte zum Glücke der Nazion eine Beschimpfung. Einige Jahre hernach hatte einer von den Hofleuten ihm für 1200,000 Livres Güther abgekauft, und nicht sogleich bezahlt; er schämte sich nicht, als man den Krieg wider die Protestanten erklärte, bey dem Könige um die Einziehung aller seiner Gütter anzuhalten. —

Begegnungen von dieser Art könnten es einem auf ewig zuwider machen, dem menschlichen Geschlecht Dienste zu leisten, wenn etwas dem Patrioten dasselbe zuwider machen

könn-

könnte. — Ward nicht auch Kolbert von Frankreich verabscheut? und wollte ihn das Volk nicht aus dem Grabe reißen, um ihn in den Gassen umher zu ziehen? —

Die Geschichte schildert uns Weise in der Einsamkeit, Helden in der Unterdrückung; aber sie stellt uns nichts Größers dar, als die Würde und Erhabenheit eines Sully im Unglücke. Es war die Würde der Tugend selbst, über welche die Menschen, weder hohe noch niedrige etwas vermögen. Die Größe seiner Seele verbreitete sich über sein ganzes Haus. Eine ungemeine Menge von Bedienten, ein Haufe von Wache, Edelleuten und andern Personen, ein Aufwand, der nicht kindisch, sondern prächtig war, große und majestätische Anstalten, die Ehrfurcht von tausend Schutzgenoßen, die Unterwürfigkeit einer ansehnlichen Familie, ungeheure Zimmer, worin die grossen Thaten Heinrich IV, und die Thaten seines Ministers vorgestellt waren, Spaziergänge, worin Einfachheit und Größe herrschte, mitten unter allen diesen Gegenständen Sully, mit weißen Haaren, den alten Sitten getreu, auf seiner Brust das geweihte Bildniß Heinrichs IV, der feyerliche Ernst seiner Reden, die Majestät seiner Blicke, der erhabnere Sitz, welcher ihn von seinen Kindern unterschied, die ehrenvolle Aufnahme, womit man in seinem Hause alle Greise empfieng, das Stillschwei-

gen, mit Furcht vermischt, und die tiefe Ehrfurcht der jungen Leute, welche von ihren Vätern an der Hand herbey geführt wurden, diesen großen Mann zu sehen; alles dies zusammen genommen, schien etwas mehr als menschliches an sich zu haben, und senkte, ich weiß nicht welche unvermuthete Bewegung in das Herz, welche die Seele zugleich hob, und in Erstaunen sezte. —

Sullys Entfernung währte 30 Jahr, und er erschien in dieser Zeit fast niemals bey Hofe. Ludwig XIII. ließ ihn fodern, weil er ihn in Staatssachen um seine Meinung fragen wollte, er kam, wiewohl wider seinen Willen. Die jungen Hofmänner wollten ihn wegen seiner Kleidung, welche nicht mehr nach der Mode war, wegen seiner ernsthaften Aufführung und Sitten lächerlich machen. Sully wurde es gewahr, und sagte zum Könige: " Sire! wenn ihr Herr Vater, glorwürdigen Andenkens, mir die Ehre erwies, mich wegen seiner großen uud wichtigen Sachen zu Rathe zu ziehen, so ließ er vorher alle Gecken und Possenreisser des Hofes weggehen. „ —

Welch ein Mann! Er war den 13ten December 1560 gebohren. 1580 wurde er Kammerherr bey dem Könige von Navarra mit 2000 Livres Besoldung. 1594 Staatssekretär; 1596 ein Mitglied des Finanzraths;

1597 Gouvernör von Meaute; 1599 Oberfinanzaufseher, auch Aufseher über die Gebäude, Festungswerke, Straßen, und Oberaufseher der Artillerie; 1601 Gouvernör der Bastille; 1603 Gesandter nach England, und Statthalter von Poitou 1606 Herzog von Sully, Pair von Frankreich und Kapitänlieutenant bey der Leibwache der Königin. — Im Jahr 1611 verließ er den Hof, und die Bedienung beym Finanzwesen; 1634 wurde er Marschall von Frankreich. Er starb zu Villebon den 22ten Dezember 1641 in einem Alter von 81 Jahren. Die Herzogin von Sully, seine Gemalin, ließ ihm 1642 eine Statue von sehr schönen weißen Marmor aufrichten, von einem der berühmtesten italienischen Bildhauer gearbeitet. Sie steht in einem Kabinet des Schloßes zu Villebon. Hier sollte sie freylich nicht stehen. Wär' es nicht besser, wenn sie in der Hauptstadt vor den Augen aller Bürger hingestellt wäre? In der That, dies scheint der Regierung Ludwigs XVI, des gerechten vorbehalten zu seyn! —

In eben dem Jahre 1642 errichtete man ihm zu Nogent-le Notrou, Bethune genannt; ein Grabmal. Hier ist er mit seiner Gemalin begraben, welche 1659 zu Paris in einem Alter von 97 Jahren starb. —

Sullys Titel und liegende Gründe sind seinen Nachkommen zugefallen; seine Tugen-

den

den sind ein Erbtheil, welches aller Welt gehört. Es wird dem eigen, der Muth hat, es in Besitz zu nehmen. Wer wird unter uns diesen Muth haben? Hat ihn Jemand, so erwarte er keine Anmuth eines ruhigen Lebens, nicht jenen Beyfall der Welt, welcher der Abgott schwacher Seelen ist. Er muß wissen, daß ein großer Minister ein Opfer des Staats ist, und daß die Kunst wohl zu thun nur gar zu oft die Kunst sey, der Welt zu mißfallen. Ist er aber würdig genug, sein Vaterland zu retten, so wird er andere Belohnungen haben, die vieleicht auch in Rechnung zu kommen verdienen; er wird, so wie Sully, den Beyfall der Patrioten, die Bewunderung großer Seelen, das ehrenvollen Zeugniß seines eigenen Herzens, die gerechten Lobsprüche der Nachwelt, und den gnädigen Blick des ewigen erwarten können. —

Man erlaube uns hier zum Schluße eine Bemerkung: Wäre Heinrich IV nicht ermordet worden, und hätte er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur gelebt, so hätte er eben so lange als Ludwig XIV regieren können. Dann hätte Sully 30 Jahr länger die Aufsicht über die Finanzen gehabt; Ludwig XIII hätte nicht regiert; Richelieu wäre vermuthlich nicht Minister gewesen; er wäre vieleicht ein unbekannter Mann geblieben; Europa hätte eine andere Gestalt gewonnen, und

ohne

ohne das Genie eines großen Mannes zu beleidigen, wäre Frankreich weit glücklicher gewesen, weil das Nützliche allemal den Vorzug vor dem hat, was groß ist. Dann würde nur ein Zwischenraum von zwanzig Jahren zwischen einem **Sully** und **Kolbert** gewesen seyn. —

II.

Petrarcha.

Das Geschlecht des **Petrarcha** stammte ursprünglich aus **Florenz** her, wo seine Vorfahren ansehnliche Ehrenstellen bekleidet haben, und wegen ihrer Redlichkeit bekannt waren. Sein Vater, **Petrarco**, ward von einer Staatspartheÿ samt dem **Dante** verbannet, und mußte eine sehr starke Geldsumme zur Strafe erlegen. Dieses Vorfalls wegen zog er nach **Arezzo** in **Toscana**, wo seine Frau mit diesem Sohne niederkam, von dem wir jezt reden werden.

Da sich der Vorwand der Verbannung des alten **Petrarch** blos auf seine Person anwenden ließ, so hatte seine Frau die Erlaubniß nach **Florenz** zurückzukehren, und sie schlug ihren Wohnsitz auf zu **Anciso** und in den Thälern von **Arno** auf einem kleinen Landgut ihres Mannes vierzehn Meilen von **Florenz**. Als sie dahin zog, nahm sie ihren klei-

nen Sohn mit sich, der damals nur sieben Monat alt war. Auf dieser Reise wäre das Kind bald in den Fluße **Arno** ertrunken. Seine Mutter hatte den Knaben einem handvesten Manne anvertraut, welcher, weil er befürchtete, daß sein zarter Körper Schaden nehmen möchte, ihn in ein Tuch gelegt hatte, welches er an das Ende eines starken Stabes hieng, so wie **Metabus** in **Virgils. Aeneide** seine Tochter **Kamilla** trägt. Indem er durch den Fluß sezte, fiel sein Pferd; und des Mannes Anstrengung, das Kind zu retten, hätte beynahe das Kind samt ihm ums Leben gebracht.

Seine Mutter besorgte zu **Anciso** seine Erziehung, bis er sieben Jahr alt war; sein Vater führte ein unstetes Leben, und besuchte seine Frau nur in Geheim, wie ihm das Glück die Gelegenheit dazu gab. Zulezt da er alle Hofnung aufgeben mußte, daß sein Haus zu **Florenz** wieder würde hergestellet werden, welches durch die Geburt eines andern Sohnes, der **Gerhard** hieß, während der Zeit war vergrößert worden: zog er nach **Avignon**, einer Stadt in **Frankreich**, die aber zur Herrschaft des Pabsts gehöret, und wo damals der Pabst **Klemens der fünfte** seinen päbstlichen Sitz aufgeschlagen hatte. Da die außerordentliche Menge von Fremden, welche sich damals dort hinzog, die Wohnungen in der Stadt sehr

theu-

theuer machten, so entschloß sich **Petrarch** in eine der benachbarten Städte zu ziehen, und erwählte darzu **Karpentras** vier Meilen von **Avignon.** Hie faßte der junge **Petrarch** die ersten Gründe der Gelehrsamkeit, und verrieth seinen Geschmack an den Schriften der Alten dadurch, daß er noch als ein Schulknabe insgeheim die Werke des **Cicero** las, die er unter den Büchern seines Vaters gefunden hatte. Er bekam auch zu den Schriften dieses berühmten römischen Schriftstellers eine solche vorwaltende Liebe, daß er sich alles dessen, was er hatte, würde beraubet haben, um sie sich anzuschaffen.

Vor seinem vierzehnten Jahre ward **Petrarch** von seinem Vater zur Erlernung der Rechtsgelehrsamkeit nach **Montpelier** geschickt, welches damals der Hauptsitz dieser Wissenschaft war. Hier blieb er vier Jahre; man konnte ihn aber nie dahin bringen, daß er seinen Geist mit Gegenständen, aus dieser Wissenschaft beschäftiget hätte; und wie er selbst sagt, konnte er seine Seele nie mit einem solchen Lehrgebäude der Schelmerey verschlechtern, als die Rechtsgänge damals erforderten. Als **Petrarch** wahrnahm, was sein Sohn für schlechte Fortgänge in der Wissenschaft machte, der er ihn gewidmet hatte, so schickte er ihn nach **Bononien**, einen Ort, der zu damaliger Zeit in diesem Theil der

Ge-

Gelehrsamkeit noch berühmter war. Allein es bewirkte dies Mittel keinen bessern Erfolg.

Was für ein Kummer für den alten Petrarch zu erfahren, daß sein Sohn, statt sich auf die Rechte zu legen, ganze Tage mit Lesung der Alten, und sonderlich der Dichter, in die er ganz vernarret war, hinbrachte! er that selbst eine Reise nach Bononien, um wo möglich diesem Uibel Einhalt zu thun, welches, wie er befürchtete, seinem Sohne höchst nachtheilig werden würde.

Der junge Mensch, der seinen Vater nicht erwartet hatte, lief zu erst, und versteckte die Handschriften eines Cicero, eines Virgil und andere Dichter, von deren Werken er sich eine kleine Büchereŋ gesammlet hatte, da er sich selbst alle Ergötzlichkeit entzog, um nur diese Schätze sich anzuschaffen.

Der alte Petrarch machte den Ort ausfindig, wo sie verborgen lagen, zog sie vor den Augen seines Sohns hervor, und warf sie alle ins Feuer. Der junge Mensch erhob ein Angstgeschreŋ, als wäre er selbst in die Flammen geworfen, welche er dasjenige verzehren sah, was seiner Einbildungskraft das allertheuerste war.

Der Vater, welcher ein gutherziger Mann war, wurde durch das Wehklagen eines geliebten Sohnes gerührt, zog selbst den Cicero und Virgil halb verbrannt aus dem Feuer,

nahm

nahm den Dichter in die eine, und den Redner in andere Hand, und gab sie seinem Sohne mit diesen Worten: " Nimm hin mein Sohn, hier ist **Virgil**, der dich über deinen Verlust trösten wird; hier ist **Cicero** der dich zu Erlernung der Rechte zubereiten wird. „

Petrarch war durch so große Güte gerührt, und würde wo möglich seinem so gütigen Vater zu Willen gewesen seyn, wenn nicht die Natur allemal über seine Anstrengung die Obermacht erhalten hätte.

Unter den Lehrern zu **Bononien** traf er zween der besten Dichter seines Zeitalters, den **Cino** von **Pistoja** und den **Cecco von Astoli**, welche da sie den Geist der Dichtkunst an ihrem Zögling bemerkten, ihr möglichstes thaten, ihn zu unterstützen, und zu ermuntern. Um diese Zeit empfieng er die Nachricht von dem Absterben seiner Mutter, und kurz darauf von dem Tode seines Vaters. Hierauf verließ er **Bononien** mit seinem Bruder **Gerhard**, und sie begaben sich nach **Avignon**, von der kleinen Herrschaft, welche ihre Eltern ihnen hinterlassen hatten, Besitz zu nehmen. Bey ihrer Ankunft aber fanden sie durch Schelmerey derer, denen ihr Vater sein Habthum anvertrauet hatte, die ganze Erbschaft zu Grunde gerichtet.

In diese Zeit fällt ein Umstand, welcher Erwähnung verdient, da er ein Unglücksfall für die gelehrte Welt war. Die kümmerlichen Umstände, in welchen sich Petrarch befand, hinderten ihn nicht Gutes zu thun. Convenole sein alter Lehrmeister, hatte seine Schule aufgegeben, und brachte sein Leben zu Avignon unter dem Druck des Alters und der Armuth sehr kümmerlich hin. So lange der alte Petrarco lebte, hatte er ihm Beystand geleistet, und jezt war der junge Petrarch der einzige Trost und Beystand dieses armen alten Mannes. Er ermangelte nie, ihm in seiner Bedürfniß zu Hülfe zu kommen; und wenn er kein Geld hatte, welches sich zum öftern zutrug, so gieng er in seiner Wohlthätigkeit so weit, daß er ihm seine Bücher liehe, um sie zu versetzen. Diese außerordentliche Mildthätigkeit verursachte der gelehrten Welt einen unersetzlichen Verlust; denn unter diesen Büchern befanden sich zwo seltene Handschriften von Cicero in denen seine Abhandlung vom Ruhm begriffen war. Petrarch fragte ihn einige Zeit darnach, wo er sie versezt hätte, weil er sie selbst wieder einlösen wollte. Der alte Mann, der sich das schämte, was er gethan hatte, antwortete blos mit Thränen. Petrarch bot ihm Geld an, sie wieder zu bekommen. Ach, antworte der Alte, wie beleidigen sie mich!

Pe-

Petrarch schwieg stille, um seiner zärtlichen Denkungsart keinen Anstoß zu geben. Einige Zeit darnach begab sich Convenole von Avignon nach Prato, seinen Geburtsdorfe, wo er starb; und die Handschriften sind nie ausfindig zu machen gewesen.

Petrarch und sein Bruder, dessen Geschmack und Neigungen mit den seinigen beynahe scheinen übereingestimmt zu haben, hatten beyde einen Hang zur Lustbarkeit, der erste aber wendete alle seine Zeit, die den modischen Ergötzlichkeiten konnten abgebrochen werden, auf das Studiren. Die Seltenheit der Bücher machte es ihm sehr schwer, seiner brennenden Begierde nach Kenntniß Genüge zu thun; doch war sein Hang zum Lernen so groß, daß er von allen alten Schriftstellern, die er nur erlangen konnte, entweder selbst Abschrift nahm, oder sie durch andere in seiner Gegenwart abschreiben ließ. Er giebt selbst, von seiner Liebe zu den Wissenschaften diese Nachricht: Die Sittenlehre und die Dichtkunst waren seine Vornemste Ergötzung; Er liebte auch die Alterthumskunde, zu deren Erlernung er desto mehr Lust hatte, je größer seine Abneigung gegen das Zeitalter war, in welchem er lebte. Er liebte die Geschichte, aber die Uneinstimmigkeit, die unter den Geschichtforschern herrscht, war ihm unausstehlich. Bey zweifelhaften Begebenheiten urtheilte er nach der

Wahrscheinlichkeit der Fälle und dem Ruf der Schriftsteller. Er legte sich auf die Weltweisheit, ohne einer einzelnen Sekte zugethan zu seyn, weil er kein Lehrgebäude fand, das ihm Genüge leistete " Ich liebe die Wahrheit, sagte er und nicht die Sekten. Manchmal bin ich ein Peripatetiker, ein Stocker, oder ein Akademiker, und sehr oft keines von dem allen; aber — allemal ein Christ. — Philosophiren heißt Weisheit lieben; und die wahre Weisheit ist Jesus Christus. Geschichtschreiber, Dichter und Philosophen laßt uns lesen, aber daß wir nur Jesum Christum in unserm Herzen haben, in welchem allein vollkommne Weisheit und vollkommne Glückseligkeit ist. ?

Um diese Zeit fieng sich auch **Petrarchs** unglückliche Liebe zu seiner **Laura** an, eine Liebe, die vieleicht die sonderbareste ist, deren die Geschichte je Erwähnung gethan hat, die zur Zerstörung seiner Ruhe auf zwanzig Jahre fortdauerte, trotz der strengsten Tugend des Frauenzimmers, das ihr Gegenstand war, und trotz der Bestrebungen aller der Philosophie, die er pflegte und liebte. Man findet in den Schriften des **Petrarchs** folgende Beschreibung seiner Geliebten.

Sonntags in der heiligen Woche, des Morgens um sechs Uhr zur Zeit der Frühmetten, gieng Petrarch in die Kirche des St. Klarenklosters. Hie sah er ein junges Frauenzim-

zimmer, deren Reize augenblicklich alle seine Aufmerksamkeit an sich zogen. Sie war grün gekleidet, und ihr Rock mit Violet durchwürkt. Ihr Gesicht, ihre Mine, ihr Gang war mehr als einer Sterblichen. Sie war zart von Gliedmassen, hatte zärtliche und blitzende Augen, und die Augehbraunen waren so schwarz als Ebenholz. Goldene Locken flatterten über einen Hals, der weißer war als Schnee und ihre Haare waren von den Fingern der Liebe geflochten. Ihr Hals war so schön gebildet, und ihre Farbe von den Schattirungen der Natur beseelt, die jede Kunst vergebens bemüht ist nachzuahmen. Wenn sie den Mund öfnete, so sahe man die Schönheit der Perlen, und noch den süssen Rosengeruch. Sie war voller Anmuth. Nichts war sanfter als ihre Blicke, nichts so bescheiden als ihre Aufführung, nichts so rührend als ihre Stimme. Um sie athmete ein Duft von Munterkeit und Zärtlichkeit, der aber so rein und glücklich gemildert war, daß er jedem, der sie sahe, Empfindungen der Tugend einflößte: denn sie war keusch wie die reinen Thautropfen des Morgens. — " So „ sagt **Petrarch** " so war die liebenswürdige **Laura** beschaffen. „

Es war dieses Frauenzimmer die Tochter **Andiberts von Noves**, eines Ritters, dessen Vorfahren zu **Noves**, einer Stadt in der **Provenze**, zwey Meilen von **Avignon**,

zu dem ersten Stande gehört hatten. Sie war sehr jung an einen **Hugo** von **Sade** verheurathet worden, einen Mann der am gedachten Ort aus einem sehr ansehnlichen Geschlecht entsprossen war. Aus dieser Eheverbindung sind die drey Zweige des gegenwärtigen Hauses von Sade entsprungen, aus welchem Geschlechte auch der Verfasser ist, der diese Nachrichten von **Petrarch** in französischer Sprache gesammlet und herausgegeben hat.

Die Liebe, welche **Petrarch** für dieses Frauenzimmer hatte, muß desto seltsammer scheinen, da man nunmehr weiß, daß das Frauenzimmer, zu der Zeit, da seine Leidenschaft enstand, schon verheurathet war, ein Umstand, den man vor Bekanntmachung dieser neuesten Nachrichten nicht gewußt hat. Es ist nicht der geringste Grund zu einem Verdacht des mindest sträflichen Umganges, währender Zeit dieser außerordenrlichen Liebe, vorhanden; die Tugend der **Laura** war jederzeit unverletzlich, und das einzige Versehen, das man ihr Schuld geben kann, ist dies, daß sie bisweilen in der strengen Behandlung ihres Liebhabers, dessen unrechtmäßige Zuneigung sie wußte, scheint nachgelassen zu haben. Indessen war das ein Fehler, dessen Verschuldung gar sehr viel kleiner wird, wenn man erwäget in was für einer allgemeinen Achtung **Petrarch** seines Geistes, und seiner Gelehrsam=

samkeit wegen stand, und daß er in seinem Betragen gegen sie so wenig zutrauend, so höchst ehrerbietig und flehend war, als man sich nur immer vorstellen kann. Es ist merkwürdig, daß **Laura** im Jahr 1348 in ihrem 34ten Lebensjahre, in eben der Stadt, an eben dem Tage, und zu eben der Stunde starb, da **Petrarch** sie vor zwanzig Jahren zum erstenmale gesehen hatte.

So sehr auch die heftige und hofnungslose Leidenschaft, die **Petrarch** für **Lauren** hatte, seine Gemüthsruhe störete, so trug sie doch wahrscheinlich nicht wenig bey, sowohl zu seinem Fleiß in der Philosophie, als zu seinem Dichterruhm, indem sie ihm sehr häufig verleitete ganz eingezogen zu leben, da er denn seine ganze Zeit mit Studiren und Dichten zubrachte.

Der Ort seiner Eingezogenheit war die berühmte Quelle bey **Vaucluse**, ein Platz, den man, als einen den Musen geheiligten Sitz betrachten wird, so lange man des Namens **Petrarch** gedenket.

Vaucluse ist einer von den Oertern, wo die Natur Vergnügen hat, unter den sonderbaresten und romantischten Gestalten sich zu zeigen. Gegen die Küste des mittelländischen Meeres, und auf einer Ebene, die so schön ist als **Tempe**, siehet man ein kleines Thal, das in einer Felsenmauer in Gestalt eines

Hufeisens eingeschloßen ist. Die Felsen sind hoch, steil und grotesk; und durch das Thal rinnet ein Fluß, an dessen Ufern zu beyden Seiten sich Wiesen und Weiden von ewigen Grün ausbreiten. Ein Fußsteig, der sich an der linken Seite des Flußes befindet, führet in gemächlichen Windungen an die Spitze dieses Amphitheaters hinan. Hier sieht man am Fluß eines ungeheuren Felsen und gerade im Gesicht eine Riesenhöhle, welche die Hand der Natur ausgehöhlet hat; und in dieser Höhle entspringt eine Quelle, die fast eben so berühmt ist, als die des **Helikons**.

Ein Ausgang aus einem Briefe des **Petrarchs** zeiget uns, wie er in diesem abgesönderten Aufenthalt lebte. Er sagt darinn. „ Hier bekriege ich meine Sinne, und gehe mit ihnen um als mit Feinden. Meine Augen, die mich in tausend Verlegenheiten gebracht haben, sehen hier nicht mehr Gold, oder köstliche Steine, oder Elfenbein und Purpur; sie sehen nichts als das Himmelszelt, Wasser und Felsen. Die einzige Frauensperson, die sie zu erblicken bekommen ist ein von der Sonne braun gebranntes altes Weib, trocken und ausgedörret wie die lybischen Wüsten. Meine Ohren werden nicht mehr in jenen Harmonien der Instrumente oder Menschenstimmen ergözt, die meine Seelen so oft entzückt haben; sie hören nichts als das Brüllen der Stiere, das

Blö=

Blöcken der Schafe, das Zwitschern der Vögel, und das Gemurmel des Stroms.

Ich beobachte ein tiefes Schweigen vom Morgen bis in die Nacht, niemand ist um mich, mit dem ich mich unterhalten könnte; denn Leute, die ohne Unterlaß beschäftigt sind, ihre Netze auszuwerfen, oder ihr Obst und Weingärten zu pflegen, wissen nicht von dem Umgange in Gesellschaft. Oft hab ich mich mit dem schwarzen Brod meines alten Fischers begnügt, und es wohl gar mit Vergnügen gegessen; und wenn man mir weißes bringt, geb ich es fast immer zurück.

Dieser alte Fischer, der hart ist wie Eisen macht mir wegen meiner Lebensart die ernstlichsten Vorstellungen, sagt, daß sie zu hart ist, und versichert mich, das ich sie nicht lange werde aushalten können. Ich hingegen bin überzeugt, daß es weit leichter ist, sich an eine schlechte Kost zu gewöhnen, als zu der Uippigkeit der Gastmale. Feigen, Rosinen, Nüsse, und Mandeln, das sind meine Leckerbissen. Ich bin ein Liebhaber der Fische, woran dieser Fluß einen Uiberfluß hat, es ist ein Vergnügen sie fangen zu sehen, und manchmal mache ich mir selbst die Arbeit, die Netze auszuspannen. Mit meiner Kleidung ist eine gänzliche Veränderung vorgegangen; sie sollten mich für einen Tagelöhner, oder für einen Schäfer halten.

Meine Wohnung gleicht derjenigen des Cato oder Fabricius; mein ganzes Haus macht ein Hund und alter Fischer. Seine Hüte ist nahe bey der meinigen; wenn ich ihn nöthig habe, so rufe ich ihn, wenn ich ihn nicht länger brauche, so geht er wieder in seine Hüte. Ich habe mir zween Gärten gemacht, die mir über alle Wunder gefallen; ich bilde mir ein, daß sie in der ganzen Welt ihres gleichen nicht haben. Und darf ich ihnen eine mehr als weibliche Schwachheit gestehen, die mich plaget? ich bin sehr verdrüßlich, daß etwas so schönes außer Italien ist. Sie sind mein überalpinischer Parnaß.

Einer dieser Gärten ist schattenreich, zur Betrachtung angelegt, und heilig dem Apollo; er hängt über der Quelle des Flußes, und ist von Felsen umgränzt, oder von Plätzen, wohin niemand kommen kann, als die Vögel. Der andere ist meiner Hütte näher, hat keine so rauhe Aussicht, und ist dem Bachus gewidmet, und was noch sonderbarer ist, liegt mitten in einem reißenden Strom. Man gehet über einen Felsenrücken hinein, der den Garten mit dem Ufer verbindet, und unter dem Felsen ist eine natürliche Grotte, so daß er das Ansehen einer bäurischen Brücke hat. Nie fallen die Strahlen der Sonne in diese Grotte. Ich bin überzeugt, daß dieser Ort demjenigen gleicht, wo Cicero zuweilen seine

Reden zu halten pflegt Er ladet einen zum Studieren ein.

„ Hieher begebe ich mich in den Mittagsstunden; meine Morgen bringe ich auf den Hügeln zu, und die Abende entweder auf den Wiesen, oder in dem Garten, der dem Apollo heilig ist. Er ist nur klein, aber recht vortreflich dazu gemacht, die trägesten Geister zu ermuntern, und sie bis in die Himmel zu erheben. Hie würde ich meine Tage mit Vergnügen hinbringen, wenn ich nicht zu nahe an **Avignon**, und zu weit von **Italien** wäre. Denn warum sollte ich diese Schwachheit meiner Seele verhehlen, ich liebe **Italien** und hasse **Avignon**. Die pestilenzialischen Einflüße dieses abscheulichen Ortes vergiften die reinen Lüfte von **Vaucluse**, und werden mich nöthigen meinen Aufenthalt zu verlassen; „

In den ersten Jahren seines Aufenthalts zu **Vaucluse** beschäftigte sich **Petrarch** sehr anhaltend mit der römischen Geschichte, weil er vorhatte, selbige von der Erbauung der Stadt bis auf die Zeiten des **Titus** selbst zu schreiben.

Das mehreste Vergnügen fand er an dem Karakter des **Scipio Afrikanus**, und wollte von den Thaten dieses Helden ein Heldengedicht verfertigen. Er setzte sein Vorhaben mit solchem Eifer fort, daß er in Jahreszeit das Gedicht sehr weit gebracht hatte. Man

hat

hat von seinem großen Fleiß bey dieser Arbeit folgende Anekdote:

Weil der Bischof von **Cavaillon** befürchtete, daß sein stättiger Fleiß bey dieser Arbeit seine Gesundheit zu Grunde richten möchte, die ihm ohne das schon sehr gelitten zu haben schien, so kam er einst zu ihm, und bat sich den Schlüssel seiner Bücherey von ihm aus. **Petrarch**, der seine Absicht nicht argwohnte, gab ihm selbigen. Der Bischof verschloß ihm seine Bücher und Papier, und sagte zu ihm. " Ich befehle Ihnen, daß Sie in zehn Tagen weder lesen noch schreiben. „ **Petrarch** gehorchte; aber mit sehr starken Widerwillen. Der erste Tag, den er unter diesem Interdickt zubrachte, schien ihm länger als ein Jahr, den zweyten hate er von Morgen bis Abend die heftigsten Kopfschmerzen, und den dritten einige Anfälle vom Fieber. Dem Bischof jammerte sein Zustand, und er gab ihm den Augenblick seinen Schlüssel und seine Gesundheit wieder.

Einer der merkwürdigsten Vorfälle in dem Leben des **Petrarch** war seine Krönung zu **Rom**, wo ihm die Lorbeerkrone mit grosser Feyerlichkeit aufgesezt ward, um seine poetische Gaben zu ehren; eine Ceremonie die seit manchen Jahrhunderten in dieser Stadt nicht gesehen war, und die er mit sehr vieler Aengstigkeit scheint verlangt zu haben. Als

Er

er vor seiner Abreise nach **Rom** an den Kardinal **Kolonna** schrieb, schien er sehr verlegen zu seyn, wie er die Bewegursachen seiner Reise entschuldigen sollte.

" Ich gehe, schreibt er„ nach **Rom**, wo ich ihrer, vor allen andern werde nöthig haben; Sie, der sie meine Freude und mein Ruhm sind, müssen mir wenigstens im Geist gegenwärtig seyn.

Sie werden vieleicht fragen: woher dieser Eifer, diese Emsigkeit, diese Beschwerde? was ist von dem allen die Absicht? wird es euch weiser, oder tugendhafter machen? Nein dieser Kranz wird nur dienen euch den Augen des Publikums darzustellen, mithin euch die Stachel des Neides zuziehen. Sind Wissenschaft und Tugend die Vögel, welche Zweige der Bäume bedürffen ihre Nester zu machen? Was werdet ihr von den Lorbern, womit eure Stirn umwunden ist, für Gebrauch machen? Auf alles das werde ich mich begnügen mit den Worten des Weisen Hebräers* zu antworten: Es ist alles eitel, es ist alles ganz eitel. So ist es mit den Thorheiten der Menschen. Haben sie acht auf sich, und mir seyn sie gewogen. "

Auf seinem Wege nach **Rom**, schifte er sich zu **Marseilles** ein, und segelte nach **Neapel**: Hier wurde er mit den schmeichelhaftesten Zeichen der Ehre vom Könige Robert

bert aufgenommen, den er als einen Fürsten von außerordentlicher Tugend und Gelehrsamkeit erhoben hat. " Er war sagte **Petrarch**, „ der einzige wahre König seiner Zeit; denn ich nenne niemanden König, als der sich selbst regieren kann. "

Nachdem er zu **Rom** seinen Lorbeerkranz bekommen hatte, kehrte er wieder zu seinen philosophischen Aufenthalt bey **Vaucluse** zurück, wo er in Zukunft beständig zu bleiben gedachte. Die Lorbeerkrone, die er bekommen hatte, schien seiner brennenden Ruhmbegierde völlige Genüge zu thun; aber die **Myrthe** fehlte ihm noch zu seiner vollkommenen Glückseligkeit; und er war in seiner einsamen Wohnung noch immer bestimmt, die schmerzhaften Gefühle einer Leidenschaft zu tragen, die weder den Genuß eines öffentlichen Ruhms gemildert, noch durch die Stärke seiner Seele getilgt werden konnten. Indessen würde es uns hier zu weit führen, wenn wir hievon weitläuftiger reden wolten; wir wollen dagegen noch einige Züge aus seinem Leben anführen, die nicht so bekannt sind als seine Liebe. Wir setzen hier gleich eine Begebenheit, die ihm bey seiner Heimkehr aus **Rom** begegnete.

Ein alter und blinder Schulmeister von **Pontremoli**, der den **Petrarch** nur dem Namen nach kannte, war sehr begierig, ihn zu sehen. Weil er nun hörte, daß selbiger sich zu **Nea**-

pel

pel befände, gieng er zu Fuß nach diesem Ort, und seines Sohns Schultern dienten ihm zu seiner Stütze. Er kam aber zu spät, denn **Petrarch** war schon nach **Rom** abgegangen. Da der König die Ursach seiner Wanderschaft erfuhr, bekam er Lust den Mann zu sehen. Er kam vor ihn, und sah einer Mißgeburt ähnlich; sein Gesicht ähnlichte einem Kopf in **Pronze**, der sich zu Neapel befand. Der König sagte zu ihm: „Wo es euch so sehr darum zu thun ist, den **Petrarch** zu sehen, so müßt ihr eilen, und ihn in **Italien** aufsuchen, weil er sich nicht lange aufhalten wird, und wo ihr ihn da vermisset, so werdet ihr nach **Frankreich** gehen müssen, eure Neugierde zu befriedigen.“ Der alte versezte; „ich muß schlechterdings ihn sehen, ehe ich sterbe; ich würde wenn es Noth thäte gehn, und im entferntesten Osten ihn aufsuchen, und der Tod würde mir zu solch einer Reise Zeit lassen.„ Der König bewunderte seinen Enthusiasmus, und gab ihm Geld zur Bestreitung der Reisekosten.

Er gieng geradesweges nach **Rom**, und weil er den **Petrarch** nicht da fand, kehrte er heim nach **Pontremoli**; als er aber vernahm, daß selbiger in **Parma** Halte gemacht hatte, beschloß er aufs neue auszugehen, und ihn da aufzusuchen. Um dieses zu bewerkstelligen mußte er über die Apenninischen Gebürge

ge gehen. Der Schnee, womit diese Berge über und über bedeckt waren, schreckte ihn ab. Er glaubte, daß er sich bey dem **Petrarch** durch einige Verse anmelden müßte. Er schickte sie dem **Petrarch**, und sie waren nicht schlecht.

Als er in **Parma** anlangte, ward er in das Haus gebracht, wo **Petrarch** war; und kaum war er ihm nahe, so überließ er sich den ausgelässensten Entzückungen. Sein Sohn und einer von seinen Schülern hoben ihn in die Höhe, daß er, wie er sich ausdrückte, einen Kopf umarmen könnte, der so erhabene Ideen gebildet hätte. Er nahm **Petrarchs** Hand und sagte: laß mich die Hand küßen, die solche vortrefliche Sachen geschrieben hat. Er brachte zu Parma drey Tage zu, und war immer voller Begeisterung. Dieser sonderbare Auftritt erregte die Neubegierde der Einwohner der Stadt, und der blinde Mann hatte Tag vor Tag eine Menge Menschen um sich. Einmal sagte er zu dem **Petrarch**! " Ich befürchte, daß ich ihnen zur Last falle, allein ich kann nicht satt werden sie zu sehen, und es ist nicht mehr als billig, daß sie mich ein Vergnügen geniessen lassen, um das ich so weit gereiset bin. „ Da der Ausdruck schon bey den Umstehenden ein großes Gelächter veranlassete, weil der Mann blind war, so wandte er sich gegen den **Petrarch** und sagte: Ich nehme sie zum Zeugen; ist es nicht an dem, daß ich,

so blind als ich bin, Sie besser sehe, als alle diese Lacher, die Sie mit beyden Augen ansehen? „

Azon, der edelmüthigste Mann von der Welt; war über die Reden dieses guten Alten und über seine Liebe zu dem **Petrarch** so entzückt; daß er ihn mit Geschenken überhäufte, und er kehrte sehr vergnügt nach **Pontremoli** heim.

Kurz nach diesem ward **Petrarch** zur Würde des Erzdechants von **Parma** erhoben; ein Amt vom höchsten Range nächst der Bischofsmütze. Allein vor dieser Erhebung ereignete sich der Tod des Bischofs von **Lombes**, dessen Verlust er mit der aufrichtigsten Theilnehmung und Traurigkeit beweinte; und in weniger Zeit darnach starb der gute Vater **Dennis**, der ebenfalls einer seiner vertrautesten Freunde, und dem der König **Robert** von **Neapel** das Bisthum von Monopoli gegeben hatte. **Petrarch** lebte zu dieser Zeit in **Parma**, und hätte da ein ruhiges und angenehmes Lebens führen können, wenn nicht die überhäuften Kümmerniße dieser Art seine Stille gestöret hätten, die auch einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machten, daß er, wie man sagt, nicht einen Brief ohne Furcht und Zittern eröffnen könnte.

Auf einer Zwischenreise, die **Petrarch** aus **Italien** nach **Vaucluse** that, wird man

am lebhaftesten gewahr, wie weit sich um diese Zeit sich die Dichter-Wuth der Einwohner in **Avignon** bemächtigt gehabt; ein Umstand, der den Karakter jenes Zeitalters ins hellste Licht stellt. **Petrarch** schreibt selbst in einem Briefe an einem gewissen Abt: Nie sind wohl **Horazens** Worte so genau eingetroffen: **klug oder dumm, wir machen alle Verse.** Es ist ein kläglicher Trost, so viele kranke Gefährten um sich zu haben; ich hätte lieber allein unpaß seyn mögen; ich bin mit meinen eignen Zufällen geplagt und auch mit andrer ihren; man läßt mich nicht zu Athem kommen. Verse und Episteln regnen täglich über mich her von allen Enden der Erde, aus **Frankreich, Teutschland, Griechenland** und **England.** Ich kenne mich selbst nicht; man hält mich für den Schiedsrichter aller menschlichen Einsichten. Soll ich alle die Briefe beantworteten die ich bekomme, so wird kein Sterblicher so viel zu thun haben, als ich; antworte ich nicht, so wird es heißen, ich sey trotzig und stolz, tadle ich, so werd ich ein verhaßter Kunstrichter, und so ich lobe, ein eckelhafter Schmeichler seyn. Das hätte aber alles nichts zu bedeuten, wenn die Seuche nur nicht den römischen Hof angesteckt hätte. Was halten sie von unseren Rechtsgelehrten und Aerzten? Sie fragen nicht länger mehr den **Justinian** und **Aeskulap** um Rath; taub

ge=

gegen das Rufen ihrer Kranken und ihrer Schutzbedürftigen, hören sie Niemand als den **Virgil** und **Homer**. Was sag ich? Sogar Taglöhner, Zimmerleute und Mäurer legen ihre Hammer und Kellen weg, und ergreifen den **Apoll** und die Musen. Fragen sie etwann, woher es kommt, daß vor diesem die Dichter so selten waren, und jetzt diese Pest so ausgebreitet ist? Es kommt daher, weil die Dichtkunst, einen erhabenen Geist verlangt, der über alles erhoben, und von den Sorgen dieses Lebens frey ist; sie erfordert eine Seele, die recht zu diesem Geschäfte gemacht ist, und die man so sehr selten antrift; daher es dann kommt, daß in den Straßen so viele Versemacher und auf dem Parnaß so wenige Dichter giebt; sie gehen um den Fuß des Berges herum, aber kaum einer ersteigt ihn. Urtheilen sie einmal, was diejenigen für Vergnügen geniessen müssen, die seinen Gipfel erreicht haben, wenn diejenigen, die ihn nur in der ferne sehen, ihre Geschäfte und ihren Wohlstand, so habsüchtig sie sonst auch seyn mögen, darüber an die Seite setzen! Ich wünsche meinem Vaterlande Glück, daß es einige Köpfe hervorgebracht hat, die würdig sind, den Pegasus zu besteigen und sich mit ihm zu erheben. Wofern mich eine Vorliebe nicht verblendet, so sehe ich solche zu **Florenz**, zu **Padua**, zu **Verona**, zu **Sulmone** und zu **Neapel**; an

allen andern Orten sieht man nichts als Reinschmiede, die auf der Erde kriechen.

Ich werfe mir selbst es vor, daß ich durch mein Beyspiel zu dieser Raserey beygetragen habe. Meine Lorbeeren waren zu grün, und es quält mich jezt, daß ich je nach ihnen verlangt habe. In meinem Hause, und außer Hause, wohin ich nur meinen Fuß setze, werde ich von Versemachenden Phantasten umringt, sie ersticken mich mit Fragen, Streiten und Schreyen, und reden von Dingen, die weit über das Ziel eines Homers oder Virgils gewesen wären. Ich fürchte, die Obrigkeiten werden mich beschuldigen, daß ich das gemeine Wesen in Verderben gesetzet.

Vor einiger Zeit kam ein Vater zu mir mit Thränen in den Augen, und sagte: Sehn Sie, wie sie mit mir umgehen, da ich sie doch immer lieb gehabt. Sie sind meines Sohnes Tod! ich erschrack so sehr über diese Worte und den Anstand des Mannes, der sie sagte, daß ich eine Zeitlang ohne Bewegung da stand. Mit der Zeit erholte ich mich und sagte, daß ich weder ihn, noch seinen Sohn kennte. Das, antwortete er, thut nichts, ob sie ihn kennen, oder nicht, er kennt Sie nur zu gut. Ich habe alle das Meinige daran gewandt, damit er die Rechte studirte; und nunmehr sagt er mir, daß er keines andern, als Ihren

Fuß-

Fußstapfen folgen will. Ich bin auf diese Art um alle meine Hofnungen gekommen, denn ich befürchte sehr, er wird nie weder Rechtsgelehrter noch Dichter werden. Ich und die bey mir waren lächelten, der Alte aber gieng traurig und in Verzweiflung von mir. „

Zu Anfange des Augusts 1352 schickten die Kardinäle von Boulogne und Taillerand auf des Pabstes Befehl nach dem Petrarch. Er gehorchte dem Antrag; und da er bey seiner Ankunft erfuhr, daß die Absicht war, ihn zum Geheimschreiber seiner Heiligkeit zu bestellen, so stellte er seinen Freunden und Gönnern vor, daß er um keiner irdischen Vortheile willen seine Freyheit und Muße aufopfern könnte. Seine dringendsten Vorstellungen halfen aber alle nichts. Der Pabst und beyde Kardinäle wußten, daß seine Weisheit und Treue ihn zu dem Amte geschickt machten, nur einen Fehler rückten sie ihm vor, daß seine Schreibart für die der römischen Kirche zu erhaben wäre. Anfänglich glaubte er, daß sie das aus Spott sagten; als sie ihm aber ernstlich zuredeten, daß er seinen Ton etwas herabstimmen, und nicht so hohe Flüge nehmen müßte, so empfand er die Freude eines Gefangenen, der die Kerkerthür vor sich eröffnet sieht. Man bat ihn, etwas in leichterer Schreibart aufzusetzen, statt aber diesem Verlangen

zu wilfahren, strengte er die Flügel seiner Einbildungkraft aufs äußerste an, so daß die mehresten, welche den Aufsatz lasen, kaum ein Wort davon verstanden. Durch diesen Kunstgrif entrann er glücklich dem Amte, und reisete sogleich ab, die Ruhe zu **Vaucluse** zu geniessen, von daher er einem seiner Freunde folgende Nachricht von seiner Beschäftigung giebt. " Nichts, schreibt er, gefällt mir besser, als meine vollkommene Freyheit. Um Mitternacht stehe ich auf, und gehe aus mit Tagesanbruch, ich studiere auf den Gefilden, wie in meiner Studierstube; ich denke, lese, und schreibe sogar da. Ich bekämpfe den Müßiggang, ich jage Schlaf, Trägheit und Ergötzlichkeiten weg. Tages laufe ich über die felsigten Gebürge, in den feuchten Thälern, und verberge mich in den tiefen Höhlen. Bisweilen spatziere ich längst den Ufern der **Sorgia**, von Niemand begleitet, als meinen Betrachtungen. Und da ich keinen Menschen begegne, der mich zerstreuen könnte, so werd ich mit jedem Tage ruhiger, und schicke einigemal meine Sorgen vor mir her, und lasse sie zu andern Zeiten hinter mir zurück. Ich erinnere mich an das Vergangene, und rathschlage mit mir selbst über das Zukünftige. Da ich den Ort, wo ich bin, lieb habe, so wird mir jede Gegend umher angenehm, nur **Avignon** nicht. Ich finde hier **Athen**, **Rom**

und **Florenz**, wie meine Einbildungskraft will, hier geniesse ich alle meine Freunde, nicht nur diejenigen, mit denen ich gelebt habe, sondern auch andere, die längst gestorben sind, und die ich nur aus ihren Werken kenne. „

Weder der Ruhm, noch die Freundschaften, die **Petrarch** unterhielt erlaubten ihm in den einsiedlerischen Schatten von **Vaucluse** lange zu verbleiben. Man siehet aus seiner Lebensgeschichte, daß man ihm fast ohne Unterlaß anliegt, verschiedene Gegenden von **Italien** zu besuchen. Seine natürliche Neigung trieb ihn ebenfalls, sein Vaterland zu begünstigen, welches ihm vorzüglich theuer scheint gewesen zu seyn, nicht nur weil er daselbst gebohren war, sondern auch wegen des Rufs seiner alten Bewohner. Seine Zeitgenossen hielten ihn so hoch, daß der Kaiser, als er nach **Italien** kam, von **Mantua** aus an den **Petrarch** schrieb, ihm sein Verlangen ihn zu sehen meldete, und ihn bat zu ihm zu kommen. Er nahm die Einladung an, und giebt von der Aufnahme, die er bey diesem Fürsten fand, und von der Unteredung mit ihm folgende Nachricht.

Der Kaiser Empfieng mich mit so gütigen und ungezwungenen Geberden, daß daraus weder der Glanz des kaiserlichen Gepränges, noch der teutschen Formalitäten hervorleuchtete; er gieng mit mir als seines Gleichen um.

Bisweilen brachten wir ganze Tage von früh Morgens bis in die Nacht mit Gesprächen hin, als wenn er sonst gar nichts zu thun hätte. Er redete mit mir von meinen Werken, und bezeugte ein großes Verlangen sie zu sehen, sonderlich das, welches von berühmten Leuten handelt. Ich sagte ihm, daß ich Muße und Ruhe nöthig hätte, dies Werk zu endigen; er gab mir zu verstehen wie er wünschte, daß es mit seinem Namen darin erscheinen möchte. Ich antwortete mit der Freymüthigkeit, womit mich die Natur begabt hat, die durch die Gewohnheit bey mir bevestigt, und durch die Jahre eingewurzelt ist: Großer Prinz! dazu gehört nur Tugend auf ihrer, und Muße auf meiner Seite.

Er sagte ich sollte mich erklären, und ich antwortete: zu einem Werke dieser Art, wo ich vor habe große Dinge in einen kleinen Raum zu fassen, gehöret Zeit. Von ihrer Seite müssen Sie sterben, daß ihr Name verdiene, an der Spitze meines Buchs zu stehen. Dazu ist es nicht zulänglich eine Krone zu tragen, oder einen erhabenen Titel zu führen; ihre Tugend und große Thaten müssen Sie unter diejenigen berühmten Leute stellen, deren Karakter ich in diesem Werk zu entwerfen gedenke. Leben sie so daß, wenn Sie die Leben Ihrer erlauchten Vorfahren ge-

lesen

lesen haben, ebenfalls verdienen, daß das Ihrige von den Nachkommen gelesen werde.

Der Kaiser zeigte durch ein Lächeln und sein heiteres Gesicht, daß ihm meine Freymüthigkeit nicht misfiele. Ich ergrief diese Gelegenheit ihm einige goldene und silberne Medaillen von Kaisern zu überreichen, die meine Lust und Freude waren. Es befand sich in der Sammlung ein vortreflich behaltener Augustus, der zu leben schien. Hier, sagte ich, Hier sind die großen Männer, deren Platz sie einnehmen, und die Ihnen zu Beyspielen dienen müssen. Diese Schaumünzen sind mir sehr schätzbar, ich würde sie keinen andern gegeben haben; aber ihnen gehören sie von rechtswegen. Darauf erzählte ich ihm kurz eines jeden Leben, und fügte hier und da eine Erinnerung hinzu, ihn zu ihrer Nachahmung zu ermuntern. Er schien mich mit Vergnügen anzuhören, und sagte, er hätte nie ein so angenehmes Geschenk erhalten. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Unterredungen erzählen wollte, die ich mit diesem Prinzen hatte. Einmal verlangte er, daß ich ihm meinen Lebenslauf, von meiner Jugend an, erzählen sollte; ich entschuldigte mich dagegen aufs beste; ich mußte aber gehorchen. Er hörte aufmerksam zu, und wenn ich aus Vergessenheit oder aus Furcht seine Geduld zu ermüden, was ausließ, so erinnerte er mich

daran. Ich erstaunte darüber, daß er von den geringsten Umständen meines Lebens bessere Kenntniß hatte als ich selbst. „ (Man muß sich hier errinnern, daß dieser Kaiser eben derjenige war, der bey einem Besuch, den er noch als Prinz mit seinem Vater, der damals Kaiser war, bey dem Pabst ablegte, **Lauren** unter allen Frauenzimmern um sie heraussönderte, und ihr vorzügliche Zeichen der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit erzeigte.)

Nach diesem fragte mich der Kaiser, was ich mir für Plane wegen meines künftigen Lebens gemacht hätte? Ich antwortete: **Mein Wille ist gut, aber die Gewohnheit überwältigt mich. Ich bin gleich der See, die von widrigen Winden gepeitschet wird. Ich verstehe, was ihr saget,** versezte er, **aber ihr anwortet nicht auf meine Frage, was für eine Lebensart euch am angenehmsten seyn, und welche ihr allen andern vorziehen möchtet?** Ohne Bedenken, erwiederte ich: " Ein einsames Leben! nichts ist sicherer, nichts ruhiger, nichts angenehmer, nichts, bekommt mir besser. Wofern ich kann, will ichs bey seiner Quelle suchen, das ist, in Wäldern und Gebürgen, wie ich schon gethan habe; und wo nicht, will ich versuchen, es mitten in den Städten zu genießen „ Er lächelte und sagte: " Eben da wollte ich euch haben, und ihr sollet mir einen Irrthum gestehen,

den

den ich wollte zu bestreiten trachten, obwohl ich zum Theil eurer Meinung bin." — „Hüten Sie sich, versezte ich," Sie werden nicht mit gleichen Waffen fechten. Ich weiß es, der große Haufe denkt über diese Sache verschieden, aber außer meinen Erfahrung habe ich die angesehensten Gewährsmänner auf meiner Seite, daß es meinem Prinzen, wie sie sind, nicht geziemt, wie der Große zu denken; und ich bin bereit so gar die Bewohner der Städte zu Schiedsrichtern in dieser Sache anzunehmen. Ich habe gerade eine kleine Abhandlung hierüber geschrieben." Das weiß ich, antwortete der Kaiser lebhaft; „ und könnte ich das Buch finden, so wollt ich es ins Feuer werfen!" — „ So muß ich mich hüten," sagte ich, daß es nie in ihre Hände kommt.

Wir hatten öftere und lange Streite von dieser Art, die allemal mit dem Salz einer guten Laune gewürzt waren, und ich muß gestehen, daß der Kaiser mein Lehrgebäude der Einsamkeit mit erstaunlichen Nachdrucke bestritt, und sich rühmte, den Sieg davon getragen zu haben. Er bat mich; ihn nach Rom zu begleiten." Es ist mir „ sagte er, nicht genug, diese berühmte Stadt mit meinen eigenen Augen zu sehen; ich wünsche sie durch die Eurigen zu sehen, welche klärer sind, als die meinigen, auch in einigen Städten in Tosca-

na

na werd ich euch brauchen. — „ Ich antwortete: Rom und Cäsar sind in der That meine Götzen, und es würde ein Vergnügen für mich gewesen seyn, mit Cäsar nach Rom zu gehen; es sind aber viele Hinderniße im Wege. „ Dies war ein neuer Anlaß zum Streit, bis wir auseinander giengen. Er beredete mich mit den verbindlichsten Worten; und ich kann mich rühmen, daß Dionys nicht gütiger gegen den Plato gewesen ist, als Cäsar gegen mich.

Wir schließen diese Erzählungen mit der Erwähnung, daß Petrarch im Jahr 1373 in seinem eigenen Hause zu Argua ohnweit Padua an einer Auszehrung gestorben ist.

§. III.

Helena Cornaro.

Helena Lukrezia Cornaro, oder Kornare Piskopia, war eine der gelehrtesten Damen im vorigen Jahrhunderte. Sie ward zu Venedig im Jahre 1646 gebohren. Kaum hatte sie ein Alter von 5 Jahren erreicht, so fieng man schon an, bey ihr eine besondere Verachtung gegen alles zu spüren, womit sich sonst Kinder die Zeit zu vertreiben pflegen. Die große Leichtigkeit, mit der sie alles behielt, was man ihr zu lesen gab, oder zu ihrem Un-

terrichte sagte, bewog ihren Vater, den Prokurator von **St. Marco, Giovanni Battista Cornaro**, dem Rathe zu folgen, welchen ihm der gelehrte Johann **Battista Fabrizius** gab, sie die lateinische Sprache erlernen zu lassen. Sie fieng auch würklich an, sich darauf zu legen, da sie noch nicht 7 Jahr alt war, und ihre Lehrmeister waren **Johann Valesius**, Kanonikus zu St. **Marco**, und der **Doktor Bartolot.** Die erstaunlichen Progressen, die sie in diesem Studium machte, veranlaßten den Gedanken bey ihren Lehrmeistern, daß man nicht zu viel unternehmen würde, wenn man sie auch in der griechischen Sprache unterrichtete. Diese Mühe nahm der gelehrte **Fabrizius**, den wir bereits genannt haben, über sich. Weil er aber nur etliche Monate darauf, nachdem er diesen Unterricht mit ihr angefangen hatte, starb; so bekam sie den Aufseher der Bibliothek zu **Venedig**, der ein gebohrner Grieche war, zum Lehrer in dieser Sprache

Wenige Jahre darauf studirte sie auch die **hebräische**, und die **neu-griechische** Sprache; ja sie lernte zugleich auch das **Spanische** und **Französische**. Die Kenntniß, die sie im **Hebräischen** erlangte, war so groß, daß es keinen einzigen Rabinen gab, der es ihr zuvorgethan hätte; und was das griechische betraf, so besaß sie diese **Sprache** so vollkommen,

men, daß sie selbige nicht besser hätte besitzen können, wenn sie auch selbst zu den Zeiten eines Demosthenes, in Athen gelebt hätte. Nach den gelehrten Briefen zu urtheilen, die sie in diesen beyden Sprachen geschrieben hat, und die man in der venezianischen Bibliothek sorgfältig und theuer verwahrt, kann man hieran gar nicht zweifeln.

Mit einer so vollkommenen Kenntniß in den Sprachen verband sie auch eine besondere Tugend, und sie war noch nicht eilf Jahr alt, als sie schon das Gelübde einer ewigen Jungfrauschaft that. Der Geschichtschreiber ihres Lebens berichtet uns, es habe sie zu diesem Gelübde das Exempel desselbigen Gonzaga bewogen, dessen Leben sie eines Tages las. Sie sah, daß sich dieser Jüngling gleich von seinen frühesten Jahren an Gotte gewidmet hatte; sie wollte sein Exempel nachahmen, und erwählte sich auch zu dem Ende kurz darauf den Vater Carl Franz Bosellus von der Gesellschaft Jesu, einen Mann von großer Andacht und Gelehrsamkeit, zu ihrem Gewissensrath.

Nachdem sich unsere berühmte Gelehrte in den Sprachen festgesezt hatte, so fieng sie auch nicht lange darauf an, sich des Studiums der Philosophie, so dornicht dasselbe zu den damaligen Zeiten auch war (es war die scholastische) und der Theologie zu befleißen. Zum Lehrer in der Philosophie hatte sie den Carlo

Rai=

Rainaldini, einen berühmten Professor zu Padua, welcher drey vortrefliche mathematische Werke ans Licht gestellt hat, wovon die Beyden ersten im Jahr 1665 zu Florenz, und das lezte im Jahr 1684 zu Padua gedruckt worden sind. Ihr Lehrer in der Theologie war Hippolytus Marchet ein Priester von der Versammlung des Oratoriums. Sie war auf nichts so sorgfältig bedacht, als es in der Kenntniß der Religion zur Vollkommenheit zu bringen, als ihr auf einmal Ihre Eltern eine vortheilhafte Vermählung vorschlugen. Aber sie wollte ihnen hierinen kein Gehör gehör geben; und damit man ihr dieserhalb nicht weiter zusetzen sollte, so eröfnete sie ihren Eltern, was sie für ein Gelübde gethan hatte. Dieses half ihr jedoch zu ihrer Absicht nicht viel: Denn man schrieb an den römischen Hof, und ließ sie durch ein Breve des Pabstes von ihrem Gelübde loszählen. Cornara hatte nicht so bald das Breve gesehen, als sie von einem entsetzlichen Schauder befallen ward und in Ohnmacht fiel. So bald sie aus diesem Zustande wieder zu sich selbst kam, faste sie den Entschluß, sich durch neue Gelübde zu Beobachtung der Benediktiner-Ordensregel außer dem Kloster zu verbinden, und den Ordens-Habit unter ihren Kleidern zu tragen. Helena schrieb an den Abt von St. Georgen-Kloster zu Venedig, sie hätte ihm eine Sache

von

von Wichtigkeit zueröfnen. Dieser Abt, Namens Cornelius Codaninus, einer der gelehrtesten Benediktiner seiner Zeiten, verfügte sich zu ihr, und erachtete es für seine Pflicht, ihr die Bitte zu bewilligen, die sie an ihn that, daß er ihr Gelübde unter dem Karakter einer Oblata vom Benediktiner Orden, (oder solchen Person, die sich und ihr sämtliches Vermögen einem Kloster gewidmet hat) von ihr annehmen sollte. Ihre Eltern hatten aber nicht sobald Nachricht erhalten, was sie gethan hatte, so versuchten sie alle mögliche Mittel, diesen Entschluß bey ihr wankend zu machen, und sie zur Aenderung desselben zu bereden. Da sie aber sahen, daß alle ihre angewandte Mühe vergeblich war, so ließen sie es dabey bewenden, daß sie sie baten, wenigstens im väterlichen Hause, und im Schooße der Familie zu bleiben; worinnen sie auch endlich nachgab.

Sie verrichtete also in ihres Vaters Hause die strengsten Bußübungen, indem es ihr nicht genug war, das Härne Hemd, und die eisernen Ketten zu tragen; sondern sie lebte auch in äußerster Armuth, beraubte sich der nothwendigsten Dinge, mied alle Gelegenheiten, sich sehen zu lassen, und suchte nichts so sehr, als im Verborgenen zu leben.

Man behauptet für gewiß, sie habe es nie glauben wollen, daß das beständige Studiren

diren, dem sie oblag, und das auch ihre Tage zu früh abkürzte, hinlänglich wäre, ihr Fleisch zu kreuzigen; weswegen sie auch oftmals die Disziplin der Geißelung an sich selbst ausgeübt haben soll, wie man nach ihrem Tode an ihrem Leichnam sah, ob sie sich gleich Mühe gegeben hatte, zu verhüten, daß es nicht bemerket werden sollte. Sie fastete oftmals, und theilte ihre ganze Zeit zwischen Studiren und Andacht, ausgenommen die wenigen Stunden, wenn sie genöthigt war, Besuche anzunehmen. Alle Personen von Stand und Kenntnissen, die nach **Venedig** kamen, bekümmerten sich mehr darum, daß sie sie zu sehen bekämen, als andere Merkwürdigkeiten dieser prächtigen Stadt. Die Kardinäle von **Bouillon**, und von **Etrees** bekamen von Frankreich Befehl auf Ihrem Wege nach **Italien**, die **Lukrezia Cornaro** zu Venedig zu besuchen, und zuzusehen, ob die öffentlichen Nachrichten von ihr gegründet wären; und sie fanden auch, daß ihre Talente und Kenntniße dem großen Rufe, den sie in ganz Europa hatte, vollkommen gemäß waren. In der That aber schwächte sie durch übertriebenen Fleiß, besonders mit den hebräischen und griechischen Schriften, worinnen sie unermüdet las, ihre Gesundheit.

Sie besaß siebenerley Sprachen, verstand die Philosophie, die Theologie, die Mathema-

tik, die Musik, und verband mit alle dem eine Gründlichkeit und Richtigkeit des Verstandes, die man oftmals bey vielen Gelehrten vergebens sucht.

Bey diesen seltnen Vorzügen stießen ihr unzählige Gelegenheiten auf, bey welchen die Eigenliebe viel zu gewinnen gefunden haben möchte; aber sie mied diese Gelegenheiten als lauter gefährliche Netze. So sorgfältig sie indessen bedacht war, in der Dunkelheit vor sich hinzuleben, so brachten es ihre Eltern durch ihr wiederholtes Anhalten dennoch so weit, daß sie der Kränkung nicht entgehen konnte, den Doktor-Hut der schönen Künste (oder die Magister-Würde) zu bekommen, welche ihr von der Universität Padua angeboten wurde. Der Verfasser ihrer Lebensgeschichte beschreibt bey dieser Gelegenheit alle Umstände von dieser Zeremonie, bey welcher die Neuheit des Schauspieles eine unzählige Menge Leute von allen Ständen, von allerley Alter, und von allerley Umständen herbeyzog. Diese wichtige Handlung ward in der Domkirche zu Padua vollzogen, wo auch unsre berühmte Gelehrte neue Proben von ihrer Wissenschaft und gründlichen Gelehrsamkeit ablegte. Wir fügen hier den Innhalt von dem Formular ihrer Aufnahme bey, so wie sich selbiger in der Matrikul der Universität Padua findet.

„Wir

„ Wir Beysitzer am Tribunal der Uni„ versität zu **Padua**, erkennen, daß das edle „ Fräulein **Helena Lukrezia Cornara**, „ die höhern und schönen Wissenschaften sammt „ den freyen Künsten in so hohen Grade be„ saß, daß sie würdig ist, unter den Dokto„ ren dieser Universität einen Sitz zu haben; „ und zu dem Ende ernennen wir sie zur **Ma„ gisterin der freyen Künste**, und erklä„ ren sie hiermit dafür im Namen des Va„ ters, und des Sohnes, und des heiligen „ Geistes. Geschehen, und gegeben zu **Pa„ dua**, den 25ten des Junius Monats 1678 „ in der Domkirche besagter Stadt, weil die „ Säle des Kolegiums nicht groß genug wa„ ren, die Menge vom zulaufenden Volke zu „ fassen. “

Sie ist vieleicht das erste Frauenzimmer gewesen, welches jemals öffentlich zu einer akademischen Doktorwürde erhoben worden. Sie hat nachher auch Sitz unter den Doktoren der Universität zu **Rom** erhalten, wo ihr der Titel **die Demüthige** beygelegt wurde, so wie sie zu **Padua** den Titel **die Unveränderliche** bekam. Sie soll, wie man sagt, beide Titel vollkommen verdienet haben: Denn alle ihre Gelehrsamkeit hatte ihr auch nicht die mindeste Eitelkeit eingeflößt; und es war nichts vermögend, die Gemüthruhe zu stören, mit der sie sich im tiefsten Nachdenken beschäftigte.

Die Universität wollte der **Helena Cornara** auch den theologischen Doktor-Hut ertheilen; allein der Kardinal **Barbarigo**, damaliger Bischof zu **Padua**, sezte sich dawider. Dieses gelehrte und fromme Frauenzimmer starb den 26ten Julius 1684 in einem Alter von acht und dreyßig Jahren. Man sagt, sie soll von ihrem Tode das Jahr vorher, ehe derselbe erfolgte, eine Ahndung gehabt haben: denn, da sie eines Tages mit ihrem Vater von einem alten Cypressen-Baume sprach, der in seinem Garten stand, so rieth sie ihm, denselben umhauen zu lassen: denn er würde sich überaus gut schicken, einen Sarg für sie daraus zu machen. *) Sie ward in der Kirche zur heiligen Justina beerdiget, worinnen ihr Vater, welcher Prokurator von **St. Marco** war, dies heißt, die vornehmste Staatsbedienung der Republik **Venedig** nächst der Würde des Doge bekleidete, ihr ein Grabmal von Marmor errichten ließ.

Sobald die Nachricht von ihrem Tode nach **Rom** gelanget war, machten die Mitglie-

---

*) In der italiänischen Biographie (S 103. des 2ten Bandes) heißt es, sie sey an einer Beſtbeule gestorben. Auch hatte die philosophische Fakultät zu Padua eine Gedächtnißmünze ihr zu Ehren prägen lassen. Ihre Werke sind im Jahr 1688 herausgekommen

glieder von der Akademie, die sich den Titel Infecondi beygelegt, und die sie ehemals in ihre Gesellschaft aufgenommen hatten, Oden zu ihrem Gedächtniß und Grabschriften ohne Zahl. Sie hielten auch in dem Kollegio der **Barnabiten**, wo sich die Akademie der **Infekondi** insgemein versammelte, ihr zu Ehren ein feyerliches Leichenbegängniß. Diese Feyerlichkeit war mit dem großen Pomp und aller möglichen Pracht angestellt; und es kam eine Beschreibung davon im Jahr 1686 zu **Paris** heraus mit einer Zueignungsschrift an die Durchlauchtige Republik **Venedig**. Die ganze Stadt kam Haufenweise zusammen, dieses Leichenbegängniß anzusehen; und einer von den Akademisten hielt dabey eine Leichenrede, worinnen er sich mit allem Pomp von italiänischer Beredsamkeit über die großen und verehrungswürdigen Eigenschaften der Verstorbenen ausbreitete, und unter andern sagte; Es hätte **Helena Lukretia Cornaro** über drey Ungeheuer triumphiret, die mit ihrem Geschlecht mit beständigen Kriege befangen wären: über Schwelgerey, Stolz und Unwissenheit; und hierinnen hätte sie es allen Eroberern in alten Zeiten, sogar dem **Pompejus** selbst zuvorgethan, der doch über drey Könige zugleich, über den **Mithridates**, **Tigranes** und **Aristobulus**, einen Triumph gehalten hätte; denn es wäre leich-

ter, drey Königreiche zu erobern, als drey solche Fehler und Mängel zu bezwingen, u. m. d. gl.

Es scheinet nicht, daß diese Dame, außer ihrem oben erwähnten Briefen, Verfaßerinn von andern litterarischen Produkten, gewesen sey, ob man gleich überall darinnen einig war, daß sie alle erforderliche Talente zu nützlichen sowohl, als Unterhaltenden Schriften besaß.

Estrees (Gabriele von)

Herzogin von Beaufort, mit dem Beynahmen die Schöne.

Sie war die Töchter des General Feldzeugmeisters Johann von **Estrees**, aus dem ältesten Hause in der **Picardie**, und der **Franziska Babou de-la-Bourdaisiere.** Eine liebenswürdige Gestalt, einnehmende Züge ohne vollkommene Regelmäßigkeit, eine Haut von blendender Weiße, mit einem Wort, alle Grazien der Schönheit, machten **Gabriellen** zu einem Gegenstande der Bewunderung und des Neides.

Sie brachte ihre ersten Jugendjahre im Kloster zu; aber kaum war sie aus demselben heraus, so breitete sich der Ruf von ihren Reizungen auf einmal überall aus, und kam auch so gar **Heinrich dem vierten** zu Ohren.

Die-

Dieser Prinz, der immer gern zur Hand war, wann es etwas zu erobern gab, schickte jemanden zu ihr, und ließ ihr seine Liebeserklärung thun. Der Name dieses Emissarius ist nicht bekannt geworden; aber er mußte doch ziemlich erfahren seyn; denn die Schöne ward auf dem Schloße **Couvres** sehr sorgfältig gehütet, und ihr Vater, ein Mann, der über den Punkt von Ehre äußerst strenge hielt, ließ sie nicht aus den Augen.

Im November-Monat 1590 verließ der König seine Armee, da dieselbe dem Prinzen von **Parma** nachsezte, und legte bey **Gabriellen** seinen ersten Besuch ab: um aber ihrem Vater keine Unruhe zu erwecken, „begnügte er sich,“ wie der Pater **Mathieu** sagt, „Brod und Butter bloß an der Thüre zu „nehmen; sodann stieg er wieder zu Pferde „und sagte, er gienge auf den Feind los, „und die Schöne sollte bald erfahren, was „er ihr zu Liebe gethan hätte.“

Die freymüthige Munterkeit dieses Prinzen, und der Glanz eine Krone, fesselten das Herz der schönen **Gabrielle**. Der König kam oft heimlich zu ihr, und machte ihr seinen Besuch; endlich aber machte er seine Liebe zu ihr bekannt, und ließ seine Geliebte im Jahr 1591 nach **Saint-Quentin** kommen. Gänzlich beschäftiget mit ihren Reizungen, blieb er bey ihr die ganze Zeit über, so lange seine Armee

Corbie belagerte. Die Gefahr, in welcher sich die Stadt **Rouen** befand, die damals von dem Prinzen von **Parma** belagert wurde, weckte ihn endlich aus seiner Schlafsucht wieder auf; aber er war selbst in dem Treffen bey **Aumale** der größten Gefahr ausgesezt, wiewohl er noch das Glück hatte, mit einer einzigen Wunde davon zu kommen.

Weil **Gabrielle** vorher sehen konnte, was für ein Schicksal ihr nach ihres Liebhabers Tode drohte; so bat sie ihn immer aufs inständigste, sein ihr so theures Leben nicht weiter in Gefahr zu setzen; allein der Prinz besserte sich nicht. Er kam oftmals zu ihr, nachdem er vermittelst einer Verkleidung mitten durch die feindlichen Wachten geritten war.

Wenn nun gleich sein Kopf dabey keine Gefahr litt, so litt doch zuweilen sein guter Name darunter. Als z. E. der Herzog von **Parma**, bey **Kaudebek** über die **Seine** gegangen war, hatte es wohl die Klugheit erfodert, daß man ihm auf seinen Rückzüge nachsezte; allein statt dessen folgte der König lieber dem Rathe des Marschalls von **Biron**, und begab sich nach der **Pikardie** zu seiner Geliebten. Dies ist ein Flecken in dem Leben dieses großen Mannes; aber er wird durch den Glanz der edelsten Thaten wieder verwischet.

Heinrich blieb einige Zeit zu **Kompiegne**. **Gabrielle**, die schon seit langer Zeit dem

Wun=

Wunsche Nahrung gegeben hatte, an seinem Throne Theil zu nehmen, redete ihm unaufhörlich zu, die katholische Religion anzunehmen. Der König stellte ihr alle die verdrüßlichen Folgen vor, die aus seiner Religions-Veränderung entstehen würden; und noch den dritten Tag vorher schrieb er ihr: „Auf den „Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung „thun; izt, da ich an sie schreibe, liegen mir „wohl hundert verdrüßliche Leute auf dem „Halse, die mir Saint-Denis eben so ver„haßt machen werden, als Ihnen Mante „ist." Es war am 25ten Julius 1593, da dieser Prinz in der Kirche zu Saint-Denis die protestantische Religion abschwor. Nach der Abschwörung reißte der König nach unterschiedlichen Städten des Königreiches, und im Jahr 1594 ließ er sich zu Chartres weihen.

Diesen Zeitpunkt ergrif Gabrielens Vater, seine Tochter zu der Heurath mit Nicolaus d'Amerval, Erbherrn auf Liancourt, zu zwingen; aber Heinrich verhinderte es noch, daß die Ehe nicht vollzogen ward; und in der Folge ließ er sie gar wieder trennen.

Gabrielle hatte auch noch eine andere, und zwar empfindlichere Ursache zur Kränkung. Sanci Dü-Harlai sprengte ein ärgerliches Histörchen zu ihrem Nachtheil aus, welches Sülli selber als ein zum Zeitvertreib erdachtes Märchen betrachtet. Es bestand darin-

nen: „ Der erste königliche Leibarzt **Alibour** „ war von Sr. Majestät hingeschickt worden, „ die Frau von **Liancourt** zu besuchen, die „ eine schlimme Nacht gehabt hatte, und kam „ mit dem Berichte wieder, er hätte die Pa„ tientin etwas unruhig gefunden; aber das „ Ende von ihrer Krankheit würde recht gut „ ablaufen. " —

Wollen sie ihr denn nicht zur Ader lassen, und eine Purganz verschreiben, „ fragte ihn der König: — —

" Das will ich woll bleiben lassen, „ antwortete der alte Mann ganz offenherzig, " so lange sie nicht bis zu Hälfte ist. „ —

" Wie? „ versezte der König voller Bestürzung " was meynst du, ehrlicher Alter?

Alibour behauptete seine Meinung mit lauter guter Hofnung, welche dann der Prinz recht gründlich zu widerlegen meynte, indem er ihm umständlicher vertraute, auf was für einen Fuß er mit der Dame stünde. —

" Ich weiß nicht, „ sagte der Arzt, " was sie gethan oder nicht gethan haben: aber warten sie nur noch sechs bis sieben Monate von izt an zu rechnen; so werden sie wohl sehen, daß es nicht anders ist, als wie ich ihnen sage. —

Der König verließ den **Alibour**, und gieng im größten Unwillen zu der schönen Patientin; jedoch so böse nicht, als er sich ange-

stellt

stellt hatte, weil zwischen ihm und seiner Geliebten wirklich kein Mißverständniß war. „

Durch diese lezten Worte beweist Sanci selbst den Ungrund von seiner Anekdote. Es ist richtig, daß die Prophezeihung des Arztes in Erfüllung gieng; aber weit gefehlt, daß der König das Kind hätte verläugnen wollen, so erkannte er es vielmehr für das Seinige, und ließ es Cäsar taufen. Alibours Tod, der sich um eben die Zeit ereignete, gab dem Satyrischen Sancy Gelegenheit vorzugeben, Gabrielle hätte ihn mit Gifte vergeben lassen, um ihn für seine Prophezeyhung zu bestrafen. Sanci war auch sonst nicht müde, der Favoritin und dem neuen Cäsar schimpfliche Dinge nachzureden. Unter andern sagte er, es hatte sich ein gewisser Hofnarr Namens La-Regnaudiere erboten, den König von der Untreue seiner Geliebten zu überzeugen, und wäre deswegen von Hofe gejagt worden. — Um ihn zu strafen, ließ Gabrielle die Oberfinanzaufseherstelle, die ihm der König zugedacht hatte, einziehen; indem sie gewiß vorher wußte, sie würde von ihm nicht so leicht alles erhalten, was ihr von O. bewilligte. L'Etoile berichtet uns, sie habe um den Tod dieses Oberaufsehers viele Thränen vergossen.

Nachdem sich Paris unterworfen hatte, kam der König mit seiner Geliebten dahin,

sei-

seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt zu nehmen. Sie lebten beyde in der süssesten Eintracht, und nichts stöhrte ihre Glückseligkeit. Als aber der König bey seiner Rückkunft aus dem Feldzuge von 1595 sogleich nach dem Schombergischen Palaste gefahren war, wo die Marquisin von **Monceaux** (denn diesen Titel hatte der Prinz kurz vorher seiner Geliebten beygelegt) damals wohnte; so kamen alle Hofleute haufenweise dahin, ihm ihre Aufwartung zu machen: unter ihnen schlich sich ein Meuchelmörder ein, der sich den Augenblick zu Nutze machte, da sich der König bückte, Montigny zu umarmen, und der ihm einen so gewaltsammen Stoß mit einem Messer in den Mund beybrachte, daß dem König im Augenblicke das Blut stromweise zum Mund herausschoß. Die Marquisin fiel vor Entsetzen in Ohnmacht: Der König, dem es nahe gieng, daß sie um sein Leben so herzlich bekümmert war, sprach ihr wieder Muth ein, und sagte, er hätte weiter keinen Schaden gelitten, als daß ihm die Oberlippe zerstochen, und ein Zahn ausgeschlagen sey. Von selbigem Augenblick an machte er sich ein Vergnügen daraus, von seiner Zärtlichkeit gegen sie zu sprechen, und an ihrer Seite durch die Stadt **Paris** zu fahren; ja, er nahm sie mit sich auf die Jagd, und überhäufte sie öffentlich mit Liebkosungen, die nichtsweniger als zwey-

deutig waren. Wenn er nur einen Augenblick von seiner Schönen entfernt war, schrieb er ihr sogleich in den rührensten Ausdrücken. Wir haben noch vermittelst der Bemühungen des Generaladvokaten Servin die Briefe dieses Prinzen, die im Journal **Heinrich** des Dritten *) vorkommen. Diese Briefe athmen allesamt Empfindung und offenherzige Naivetät; sie karakterisiren aufs vollkommenste das Herz eines geliebten Königs, dessen Namen die Franzosen ohne Rührung nicht nennen können.

Gabrielle wurde der Kanal zu allen Gnaden Bezeugungen, und der Abgott des Hofes. Sie begleitete den König nach der **Pikardie**; und eben auf dieser Reise war es, daß sie ihm den Rath gab, den Baron von **Rosni**, (nachher Herzog von **Sülli**) der doch nichts weniger als ein Hofmann war, an die Spitze des Finanzwesens zu setzen. **Rosni** war für die Ehre seines Fürsten eifriger besorgt, als seine Geliebte; aber die Marquisin hatte ihrem Herzen keine größere Lobrede halten können, als da sie einen Mann beförderte, der ihrem Interesse so wenig ergeben war, als Er.

Als

*) Journal de Henry III. depuis 1514 Jusqu'en 1589 par M. S. A. G. A. P. D. P. Amsterdam 1699. und 1720.

Als der König von Amiens weggieng, begab er sich in das Marquisat Monceaux, wo er ziemlich lange verweilte. Daselbst empfieng er das allererstemal die Unterwerfung des Herzogs von Mayenne. Die Versammlung der Stände, die er aufs Jahr 1597. nach Rouen ausgeschrieben hatte, nöthigte ihn, sich von seiner Geliebten zu trennen. Er kam nachher wieder, die Lustbarkeiten des Hofes zu genießen, welche seine Gegenwart veranlaßte. Allein da Amiens kurz darauf von den Spaniern überrumpelt worden war, so setzte dies jedermann in die äußerste Bestürzung. Die Marguisin fiel Heinrichen zu Füßen und weinte; aber der König, der über widerwärtige Zufälle erhaben war, hob sie auf, und sagte: „Meine Geliebteste, ich habe den König von Frankreich lange genug gemacht; es ist nun Zeit, wieder einmal den König von Navarra zu machen; wir müssen unser Gewehr liegen lassen, und zu Pferde steigen, um einen andern Krieg zu führen.“

Die Marquisin leistete ihm Gesellschaft, und nahm ihren Aufenthalt zu Pequigny, wider den Rath Birons, und der ganzen Generalität, welche nicht gern so nahe bey derjenigen seyn wollte, die so gar viel Gewalt über des Königs Herz hatte.

Es währte auch nicht lange, so legte sie eine Probe ab, was sie durchzusetzen vermochte.

te. Da der tapfre Gereral-Feldzeugmeister d'Epinay von Saint-Lúc in einem Treffen geblieben war, bat sich die Marquisin diese Stelle für ihren Vater aus. Der König schlug es ihr ab, weil Ihn der Mann zu diesem Amte schon zu alt dünkte. Den Augenblick quollen die Thränen, man klagte und beschwerte sich, daß man so wenig geliebt würde; man drohte, daß man sich in ein Kloster begeben wollte. Dem guten Könige wurde wegen der Folgen dieser Emdfindlichkeit bange, und er eilte, ihr ihren Wunsch zu gewähren. — Das folgende Jahr bewilligte er ihr eine noch viel wichtigere Gnadenbezeugung, die gar sehr zu Tage legte, wie sehr sie von diesem Prinzen geliebt wurde.

Nach der Einnahme von Amiens brachte der König acht Tage zu Mouceaux zu, kam den Winter über wieder nach Paris, und den Frühling darauf reiste er nach der Bretagne; überall begleitete das Glück seine Waffen; und um den Herzog von Mercóur, den hartnäckigsten Anhänger der Ligue, wäre es bey einem Haare geschehen gewesen. Seine Gemahlin flehte Gabriellen um ihren Schutz an, bat sich einen Reisepaß aus, um zu dem Könige zu gehen, der damals zu Angers war, und erbot sich, ihre einzige Tochter dem jungen Cäsar zur Gemahlin zu geben. Eine solche Verbindung war für die Marquisin sehr

schmei-

schmeichelhaft; und sie erlangte beym König ohne Schwierigkeit alles, was sie verlangte. Cäsar war erst 4 und das Mädchen 6 Jahr alt, da man zu Angers ihr Verlobniß mit eben so vieler Pracht feyerte, als wenn Cäsar ein rechtmäßiger Prinz von Frankreich gewesen wäre. Der Herzog von Mercöur schenkte seinem Schwiegersohne das Gouvernement von Bretagne; und der König that eine Reise nach Nanntes, wo ihm die Damen ihre Freude durch die artigsten und galantesten Lustbarkeiten bezeigten. Die Marquisin, die damals schon hoch schwanger gieng, konnte nicht Theil an allen diesen Lustbarkeiten nehmen.

Um selbige Zeit ließ der König sein Vorhaben blicken, sich mit ihr zu vermählen. Tag vor Tag sprach er davon, unter einem sinnreich erdachten Räthsel mit seinen Vertrauten. Es würde ihm leid thun, sagte er, wenn die Unruhen des Staats wieder von neuem angehen sollten; er wünschte einen Erben zu hinterlassen; aber seine Unterthanen müßten darauf vorbereitet, und seine Ehe mit Margarethen getrennt werden. Dieses lezte Hinderniß machte die meiste Schwierigkeit. Es war freylich bekannt genug, daß diese beyden Vermählten ihren Willen niemals zu ihrer beyderseitigen Vermählung gegeben, und ganze zwey und zwanzig Jahr unter einer freywilligen Trennung bey einander zugebracht hatten; allein die

Kö-

Königin wollte sich durchaus die Ehescheidung nicht gefallen lassen, weil man Willens war, eine Maitresse an ihre Stelle zu setzen.

Da nun der König, einige Monate nach seiner Wiederkunft aus der **Bretagne** zu **Saint=Germain** war, so ließ er **Villeroi**, **Silleri** und **Rosni** zu sich holen; um sich dieser Vermählung wegen mit ihnen zu berathschlagen. **Rosni**, der über die Ehre seines Königs mit großem Eifer hielt, sagte ihm dreist heraus, eine solche Schwachheit würde ihm kein Mensch zu gute halten. **Villeroi** gab ihm den Rath, seine Krone dem Prinzen von **Conde'** als vermuthlichen Thron=Erben, zu vermachen, und sich alle Vermählung aus dem Sinne zu schlagen. Aber **Sillery**, der auf der Marquisin Seite war, behauptete, er könnte keine bessere Wahl treffen, als wenn er sich mit seiner Geliebten vermählte; und dann dürfte er nur das Kind, daß er von ihr hätte, ächt sprechen lassen. Der König konnte keine von diesen dreyerley Meinungen verwerfen, und that, als wollte er sich Zeit nehmen, seinen Entschluß zu fassen; aber sein Entschluß war schon gefaßt.

Der Friede mit **Spanien** verstattete dem Königreiche damals, einer völligen Erholung zu genießen; und die Marquisin erwarb sich die Liebe des Königs in höchstem Grad, indem sie ihn mit einem zweyten Sohne be-

schenkte, der zu Saint-Germain en Laye getauft wurde. Man erwies diesem Kind alle die Ehre, die nur den ächten Prinzen von Frankreich zukam; und die Schwester des Königs Katharina legte ihm, nebst dem Grafen von Soissons, den Namen Alexander bey. Der König wollte den Leuten weiß machen, man hätte bey der Veranstaltung dieser Cerimonie seine Befehle überschritten; aber die Hofleute, die seine Freude sahen, legten dem Kinde, um sich bey dem Vater beliebt zu machen, den Titel Monsieur bey; einen Titel, der eigentlich bloß dem Bruder des Königs gebührt. Die Marquisin wurde zur Herzogin vn Beaufort erhoben Sie hatte zwar nicht den Titel einer Königin, aber sie genoß doch alle Ehrenbezeugungen und Vorrechte der Königinn; und oftmals titulirten sie auch gewisse Leute Ihre Majestät. Oeffentlich stellte sich der König zwar, als wollte er böse darüber werden; aber im Herzen sah er es gern, wenn man ihm oft dergleichen Ursache gab, sich zu erzürnen. Diejenigen, die ihr am meisten zugethan waren, als Chiverni, Dufresne, die Frau von Sourdis, deren Sohn einen Kardinalshut davon getragen hatte, bereiteten das Publikum auf diese Vermählung vor; allein die Herzogin bekam gar bald eine Nachricht, die ihr nicht wenig kränkend war.

Die

Die Königin Margarethe schrieb nach Hofe, sie würde ihren Willen nimmermehr zur Ehescheidung vom Könige geben, wofern er ihr nicht vorher ein feyerliches Versprechen thäte, daß seine Maitresse von der Krone sollte ausgeschloßen bleiben. Diese Bedingung, welche die Feinde der Herzogin, der Königin Margarethe eingegeben hatten, konnte nicht anders als der Königin selber zur Schande gereichen, da ihre eigene Aufführung noch viel freyer, und unanständiger war, als das Verhalten der Herzogin; daher stellte sich auch die leztre, als ließe sie sichs gefallen, daß man sie aufopfern wollte; denn sie glaubte schon gewiß genug zu wissen, daß der König sein Wort nicht halten würde. Sie drang auch deswegen desto hitziger auf die Schließung des Scheidungtraktats. Man hatte den Herzog von Luxenburg dieserhalb nach Rom geschickt: weil aber die Herzogin glaubte, daß er ihr nicht genugsam zugethan wäre; so ließ sie ihn wieder zurückberufen, und Chivernin an seiner Statt hingehen; dem sie die Siegel und die Kanzlerwürde versprach, wenn er es glücklich dahin brächte, daß es so gienge, wie sie wünschte. Sie trug auch selber Sorge, ihn mit den prächtigsten Equipagen versehen zu lassen.

Um selbige Zeit fiel Rosni bey der Herzogin in Ungnade, weil er in einem gewissen

Papiere den Titel Fils de France (Prinz von Frankreich) den man ihrem jüngsten Kinde beylegte, weggestrichen hatte. Um es nun wieder gut zu machen, und dem Könige Folge zu leisten, gieng er zum Besuche nach dem Kloster S. Germain, wo sie wohnte, zu ihrer Tante, der Frau von Sourdis, um daselbst die Herzogin zu sehen. Sobald die Herzogin merkte, daß er zu einer Erläuterung kommen wollte, die sie nicht gern hören möchte, fiel sie ihm zornig in die Rede, und sagte, " er „ verführte den König, und machte ihm weiß, „ daß Weiß schwarz wäre. „ Rosni gieng den Augenblick trotzig seiner Wege, mit den Worten: " Gnädige Frau! ich küsse Ihnen „ die Hände. „ Er lief zum König, und stattete ihm sogleich Bericht ab von dem Auftritte, wie er vorgefallen war. Der König ärgerte sich über das Betragen seiner Maitresse, stieg mit Rosni'n in seine Kutsche, weil es ihm zu lange währte, auf seinen eignen Wagen zu warten, und sagte zu ihm: " Sie sollen es sehen, daß ich aus Gefälligkeit gegen „ ein Frauenzimmer Bediente nicht mißvergnügt mache, die bloß für meine Ehre besorgt sind. „

Der König tratt zu der Herzogin hinein, ohne sie zu umarmen, und ohne ihr das mindeste Merkmal von Liebe zu geben, nachdem er den Alkoven, und die Kleiderkammer visitirt

tirt hatte, um gewiß versichert zu seyn, daß sie Niemand konnte sprechen hören, schloß er sich mit ihr und Rosni'n in ihrem Kabinet ein. Hier nun gab er seiner Geliebten unterschiedliche Verweise, überhäufte Rosni'n mit Lobsprüchen, und redete der Marquisin zu, daß sie den Widerwillen, den sie gegen seinen allerbesten Unterthan hätte, sollte zu überwinden suchen. Die Frau von Beaufort weinte nicht wenig, und rief immer aus, sie wäre doch sehr unglücklich, daß sie sich in einen Prinzen verliebet hatte, der sie einem seiner Knechte aufopferte. Darauf sank sie auf ein Ruhebette nieder, und schwur, sie wollte einen solchen Schimpf nicht überleben. Dem Könige gieng es zwar nahe; aber er ließ sich doch nicht wankend machen; er antwortete der Herzogin, sie sollte doch um einer solchen Kleinigkeitwillen nicht so viel Kunstgriffe verschwenden. Dieser Verweis gieng ihr bis in die Seele. Ihre Thränen floßen stromweis, und immer rufte sie aus, sie wäre verlassen; aber alle ihre Beredsamkeit war nicht vermögend, Heinrichs Herz wankend zu machen. " Ich versichre sie, „ „ sagte er zu ihr, wenn ich mich in die Noth„ wendigkeit versezt sähe, daß ich wählen „ müßte, welches von beyden ich verlohren „ geben sollte; so würde ich eher zehen Mai„ tressen, wie sie, als einen Diener, wie ihn, „ entbehren können. „ Wegen des Wortes

Knecht gab er ihr sehr bittre Verweise, und wollte plötzlich aus ihrem Zimmer weggehen. Darüber erschrack seine Liebhaberin, fiel ihm zu Füßen, versprach Rosni'n nicht weiter zu kränken, und erlangte auch Verzeihung für ihren Fehler.

Zu Ausgange des Oktobers 1598 hatte die Herzogin von Beaufort zu Monceaux ein noch wichtigeres Schrecken. Der König lachte mit ihr und Belegarden über gewisse satyrische Verse, und bekam über dem Lachen ein so plötzliches Erbrechen, daß er sich sieben Stunden lang in großer Gefahr befand. Da er nun dabey einen unabläßigen brennenden Durst hatte, so glaubte man schon, er müßte Gift bekommen haben; aber es fand sich, daß sein Uibel bloß ein Fleischauswuchs war. Mit der Gefahr, worinnen sich der Prinz befunden hatte, ließ auch das Schrecken der Herzogin nach.

Da sie gar sehr mit dem Aberglauben von der Sterndeuterkunst behaftet war; so befragte sie sich immer bey denjenigen, die man für Zeuchendeuter und Wahrsager hielt. In den damaligen Zeiten betrachtete man die Wahrsagereyen dieser Leute mit eben so vieler Ehrfurcht, als nur immer die heiligsten Wahrheiten. Der Reichsfeldherr von Montmorenci war, wie es hieß, bloß durch die Hand des Teufels und der Hexenmeister ums Leben

ge-

gekommen. Die Herzogin also, um sich diese Leute bey ihren Vermählungsanschlägen günstig zu machen, zog dieselben auf eine sehr demüthige Weise zu Rathe; einer sagte ihr, sie würde jung wegsterben; der andere, sie würde nicht mehr als einmal in ihrem Leben henrathen, (welches mit dem Herrn von Liankourt schon geschehen war,) wieder ein anderer, sie würde von dem, den sie liebte, betrogen werden; oder auch, sie sollte sich vor einem Kinde hüten. Diese so sehr widersprechenden Nachrichten machten ihr den Kopf so wirblicht und verwirrt, daß sie, wie eine ihrer Kammerfrauen erzählet hat, alle ihre Leute von sich schickte, und die Nächte allein mit Weinen über dergleichen eingebildete Prophezeyungen zubrachte. Unvermerkt nahm ihre Schönheit ab; man glaubte aber nicht anders, als daß diese Veränderung eine Folge von ihrer Schwangerschaft wäre. Ihrer Unpäßlichkeit ungeachtet begleitete sie den König nach Fontaine-Bleau, und zu Anfange der Charwoche des Jahres 1599 kam sie wieder nach Paris, so wohl aus Liebe zum Wohlstand, als auch um den Kaufkontrakt von Chateau-Neuf zu Stande zu bringen. Der Abschied war rührend; die Herzogin sagte mit Thränen, sie würde ihren Liebhaber nicht wieder sehen; und alle Liebkosungen des Königs waren nicht vermögend sie wieder zu beruhigen. Sie empfahl ihm ihre

drey Kinder, ihr Haus zu Monceaux, ihre Freunde, ihre Bedienten. Der König badete sie mit seinen Tränen; man möchte wohl sagen, diese beyden Liebenden hätten eine geheime Ahndung davon gehabt, daß sie einander nicht wieder sehen würden.

Die Herzogin fuhr nach Melün, und hielt daselbst ihr Nachtlager; des Morgens drauf gieng sie in ein Boot, um ihre Reise fortzusetzen. Der König der sie bis hieher begleitet hatte, konnte sich gar nicht von ihr trennen, und wenn nicht der Marschall von Ornano gewesen wäre, so würde er mit ihr gereist seyn. Nachdem er sie endlich auf die allerrührendste Art umarmt hatte, befahl er sie dem La-Varenne an, und bat ihn aufs inständigste alle ersinnliche Sorge für sie zu tragen. Die Herzogin stieg auch glücklich beym Arsenal, und von dar bey Zamet aus.

Sobald der Marquis von Rosni von ihrer Ankunft benachrichtiget war, gieng er zu ihr, nahm Abschied von ihr, und von dannen zu Felde nach dem Laager. Seine Gemahlin machte ihr auch einen Besuch. Die Herzogin von Beaufort sagte aus guter Meinung zu ihr, sie könnte früh beym Aufstehen, und Abends beym Schlaffengehen, zu ihr kommen, wenn es ihr beliebte. Die Marquisin verdroß dieser Antrag, und sie sagte zu ihrem Gemahl, nach Amelot's Berichte: „Sieht

„ sie mich denn für so dumm an, daß ich mir
„ es zur Ehre rechnen könnte, wenn sie mir
„ die Freyheit giebt, sie beym Aufstehen zu
„ besuchen; da dies doch alles in der Welt
„ ist, was ich bey einer sehr tugendhaften
„ Königin von Frankreich thun könnte?“

Die lustigen Einfälle, und das Aufgeräumte des Zamet konnten die Herzogin nicht von ihrer Schwermuth heilen. Den Charfreytag gieng sie nach der kleinen St. Antonskirche in die Vesper. Einige Anfälle von Schwindel nöthigten sie, wieder nach Zamet's Hause zu gehen. Indem sie aber in einem Garten frische Luft schöpfte, bekam sie einen Anfall vom Schlage. So bald ihr die Arzneymittel den Gebrauch der Sprache wieder verschaffet hatten, schrie sie, man hätte sie vergiftet, und ließ sich zu ihrer Tante bringen. Die Konvulsionen nahmen bey ihr dermassen überhand, daß alle Kunst der Aerzte nicht vermögend war, denselben Einhalt zu thun. Sie starb den heiligen Abend vor dem Osterfest am 10ten Aprill 1599 unter solchen heftigen Verzückungen, daß ihr das Gesicht bis hinter gegen den Rücken gedrehet war. Man öffnete ihren Leichnam, und fand ihr Kind darinnen Tod. D'Aubigne' läßt sich nicht undeutlich merken, daß sie am Gifte gestorben sey. Er sagt, „da
„ sie etwas von einer Citrone, oder vielmehr
„ von einem Salat gegessen hätte, habe sie

„ den Augenblick drauf ein solches Brennen
„ im Schlund, und solch entsetzliches Schnei-
„ den im Unterleibe gefühlt, daß sie ein fürch-
„ terliches Geschrey ausgestoßen.“ Le-Grain
mißt ihren Tod bloß dem glacirten Citronen-
safte bey.

Der König hatte sich auf die erste Nach-
richt von dem Zufalle, der der Herzogin be-
gegnet war, zu Pferde gesezt. La-Varenne,
um ihm einen so entsetzlichen Anblick zu erspa-
ren, schickte ihm einen zweyten Courier entge-
gen, und ließ ihm sagen, daß sie todt wäre.
Der König war schon über Lau-Saussaie
bey Ville-Juif. Sobald ihm nun der Mar-
schall von Ornano diese traurige Zeitung an-
gekündiget hatte, fiel der Prinz ohnmächtig den
Oberstallmeister in die Arme. Man brachte
ihn in die Abtey Lau-Saussaie, und legte
ihn zu Bette. In seiner äußersten Betrübniß
schrie er, sie wäre nicht todt; oder wenn es
mit diesem Unglücke ja seine Richtigkeit hätte,
so wollte er doch den Trost haben, sie noch ein-
mal zu sehen. Von selbiger Zeit an faßte
Heinrich der vierte zu keinem Frauenzimmer
weiter eine eigentliche Liebe. Er wiederholte
unaufhörlich die Worte, seine liebe Herzogin
wäre für ihn gebohren gewesen, und es hätte
mehr das Sentiment, als das Vergnügen, die
Banden ihrer Einigkeit geknüpfet. Er ließ
ihrem Leichnam alle Ehrenbezeugungen wieder-

fahren, wie sie nur einer Königin zukommen können. Er trug acht Tage lang die tiefe Trauer in Schwarz, und ein viertel Jahr lang gieng er in Violet, welches er auch die ganze Hofstaat tragen ließ.

Die Herzogin von **Beaufort** war mit treflichen Eigenschaften begabet. Selbst der satyrische **d'Aubigne'** sagt: „Es ist kein Wun„der, wie dieses Frauenzimmer, die bey ihrer „ungemeinen Schönheit, doch nicht das ge„ringste Unzüchtige von sich blicken ließ, so „viele Jahre lang, und bey so wenig Fein„den, mehr wie eine Königin, als wie eine „Beyschläferin hat leben können." Der Grund hiervon ist ganz natürlich, und besteht darinnen, das sie die Gewalt, die sie über das Herz ihres Liebhabers hatte, niemals zum Schaden anderer mißbrauchte. Der Pater **Mathieu** sagt, unter andern Vorzügen, die er ihr zugesteht, „ hätte sie auch den gehabt, daß sie dem König oftmal sehr guten Rath gegeben."

Was ihre Treue anlangt, so versichert **Le-Grain**, sie hätte niemals leiden können, daß eine andere Mannsperson nur zu nah auf sie zugetretten wäre. **Rosni** selbst, dessen Zeugniß in diesem Stück unfehlbar am wenigsten verdächtig ist, sagt ausdrücklich, „ wenn sich gleich unter den Leuten gewisse Gerichte von der Unregelmäßigkeit einiger jugendlicher Streiche ausgebreitet gehabt hatten, so wären

doch

doch dergleichen satyrische Anmerkungen weiter nichts gewesen, als Folgen von der Erbitterung ihrer Feinde. — — Es soll mich mein Lebtage nicht gereuen, „ sezt er hinzu " daß ich einen Mann mit seiner Frau, denen sie viel Gutes gethan hatte, und die doch nicht aufhören wollten, ihr Andenken nach ihrem Tode zu verunglimpfen, sechs Jahr lang in der Bastille habe sitzen lassen. " Dieser Umstand machte **Rosni** Ehre, und rechtfertigt die Herzogin zur Genüge wider die schimpflichen Muthmassungen ihrer Feinde.

Der Herzog **Cäsar** von **Vendome**, ihr ältester Sohn, der die Tochter und Erbin des Herzogs von **Mercöur** geheurathet hatte, starb im Jahr 1665. **Alexander**, genannt der Ritter von **Vendome**, Groß-Prior von **Frankreich**, starb im Jahr 1629 und ihre Tochter **Katharine Henriette**, die Gemahlin **Karls** von Lothringen, Herzogs zu **Elbeuf**, im Jahr 1663.

(Man findet ihr Leben im Tom II. der Vies des **Femmes** illustres de la france.)

§. IV.

Uriel Acosta.

Uriel Acosta bekannte sich zwar zum jüdischen Glauben, stammte aber von christlichen Eltern

ab.

ab. Er wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts zu **Oporto** in Portugall geboren. Sein Vater war ein frommer Christ, wie er selbst sagt. Da er reich war, und in Ansehen stand, ließ er es seinem Sohn nicht an einer guten Erziehung fehlen.

Er ward in den Grundsätzen der römischen Kirche erzogen. Er glaubte Zweifel und Schwierigkeiten wegen verschiedener Glaubenspunkte, besonders über die Ohrenbeichte, bey sich zu fühlen. Er war beynahe zwey und zwanzig Jahre, und studirte die Rechte. Im 25sten gelangte er zu einer geistlichen Würde, und der Stelle eines Schatzmeisters bey einer Kollegialkirche.

Endlich wich er noch mehr von römisch katholischen Glauben ab. Er bemerkte, daß beyde, Juden und Christen, das alte Testament anerkannten, aber leztere nur allein das neue Testament zum Grunde ihres Glaubens annahmen. Die Bücher **Moses** und die Propheten wurden nun der einzige Gegenstand seiner Untersuchungen, und er fand sich nach seinem Vorgeben, so überzeugt, daß er ein Jude ward. Er beschloß nunmehr, ein Land zu verlassen, in welchem er nicht mehr mit Sicherheit leben, und woraus er nur mit der größten Gefahr entfliehen konnte. Doch gelang es ihm, er legte sein Schatzmeisteramt nieder, und verließ ein sehr schönes Haus zu

Opor=

Oporto, welches sein Vater noch hatte bauen lassen. Nachdem er seine Maaßregeln genommen, reiset er, ohne entdeckt zu werden, ab, und ein Schif brachte ihn, seine Mutter und Brüder, welchen er auch seine Grundsätze beygebracht, und sie, den christlichen Glauben zu verlassen, bewogen hatte, glücklich nach Amsterdam. Er war entzückt, sich hier gänzlich der Ausübung der hier geduldeten jüdischen Religion überlassen zu können, und unterwarf sich auch bald der Beschneidung.

In kurzer Zeit ward er gewahr, daß die neuen Juden ausgeartet, und sehr von denen durch Moses vorgeschriebenen Gesetzen und Gewohnheiten abgewichen waren. Er wollte den Obern Vorstellungen thun, aber vergebens, und man drohete ihn sogar mit Exkommunikazion, wenn er sich nicht so betrüge wie die andern. Diese Drohungen schreckten ihn dennoch nicht ab, nur diejenigen Pflichten zu erfüllen, wozu er sich im Herzen verbunden zu seyn glaubte. Da er also bey dieser Denkungsart blieb, wurde er verurtheilt, und die Sentenz mit so vieler Strenge vollzogen, daß selbst seine Brüder, welchen er doch seine Grundsätze beygebracht hatte, ein Verbrechen zu begehen glaubten, wenn sie mit ihm sprächen.

Acosta entschloß sich hierauf, seine Vertheidigung zu führen und bekannt zu machen.

Wäh=

Während dieser Arbeit überzeugte er sich, nach einer strengen Untersuchung, daß die in den Büchern Moses gesezten Verheißungen und Drohungen nur zeitlich wären, und daß der göttliche Gesetzgeber nichts von einem künftigen Leben, oder Unsterblichkeit der Seele sage.

Seine Feinde freueten sich darüber, in der Hofnung die Christen gegen ihn aufbringen zu können. In dieser Absicht bewogen sie, ehe noch sein Werk erschienen einen gewissen Arzt eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele herauszugeben. Dieses geschahe gegen das Jahr 1623. **Akosta** war darinn sehr gemißhanddelt; man schimpfte und nannte ihn einen Epikuren, ob er gleich zu der Zeit die Lehren dieses Philosophen, welchen er nur nach der gemeinen Sage beurtheilte, so wenig gekannt zu haben versichert, daß er über diese Benennung bey nahe im Ernst eine Injurienklage gegen seine Feinde angestellt hätte; ein Gedanke, der ihn nachher immer errötheu machte.

Nach diesem Vorfall, war er sogar dem Spott der Kinder ausgesezt, welche von ihren Eltern gereizt, ihm auf den Straßen Kezer und Abtrüniger schalten. Sie giengen so weit, ihn selbst in seinem Hause anzugreifen, dasselbe mit Steinen zu werfen, und ihm alle Arten von Beleidigungen anzuthun. Sobald seine Antwort erschien, in welcher er die Un-

sterb-

sterblichkeit der Seele läugnete, denucirten ihn die Obern der Synagoge, als gemeinschaftlichen Feind des jüdischen und christlichen Glaubens. Er wurde deshalb ins Gefängniß gesezt, wo er zehn oder zwölf Tage blieb, und dann erst gegen Bürgschaft entlassen wurde, nachdem er eine Straffe von 300 Gulden erlegt, und alle Exemplare seines Traktates hatte vernichten sehen.

Nach einiger Zeit wurde ihm selber die Autentizität der mosaischen Bücher verdächtig, und endlich überredete er sich, daß dieses ganze Gesetz Erdichtung und Betrug sey. Unterdessen fühlte er, wie hart es war, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschloßen zu leben. Die Juden hatten ihn ausgestoßen, und er konnte nicht unter ihnen wohnen, und Sprachen verstand er nicht, um in andere Länder zu gehen. Er beschloß aber, sich den Obern der Synagoge zu unterwerfen, und kehrte nach einer funfzehnjährigen Trennung zu der Synagoge zurück, welche er verlassen hatte, bekannte sich zu ihren Lehrsetzen, und wiederrief die Irrthümer, welche sie in seinen Werken verdammte.

Doch er lebte nur eine kurze Zeit in Ruhe. Ein Brudersssohn, welcher sich bey ihm aufhielt, gab ihn an, als ob seine Speisen, die Art, sie zurechtzumassen, und verschiedene andere Umstände, zu erkennen gäben, daß er

nicht

nicht als ein rechtgläubiger Jude lebe. Diese unvermuthete Beschuldigung stürzte ihn wieder in neues Unglück und Verwirrung. Seine Brüder und Verwandten, aus Furcht ihr Geschlecht möchte einen Schandfleck angehängt bekommen, wurden seine grausamsten Feinde und öffentliche Verfolger. Ein leiblicher Vetter von ihm zerriß eine Heyrath, welche Acosta, da er Wittwer worden, im Begrif stand zu vollziehen. Er bewog seinen Bruder, ihn um sein Vermögen zu bringen, und allen Umgang mit ihm aufzugeben. Von den Rabbinen und dem Volke mußte er die stärksten Verfolgungen ausstehen. Aber folgende Geschichte machte ihn im höchsten Grad elend. Zwey Christen, Ein Italiäner und ein Spanier, beschloßen, aus äußerster Armuth, Juden zu werden, und fragten ihn darüber um Rath. Er widerrieth es, und zeigte ihnen die ganzen Schwere des Joches, welchen sie sich unterwerfen wollten. Diese Elenden, in der Hofnung von dem Feinden Acosta's etwas zu erhalten, zeigten es den Obern der Judenschaft an, und verklagten ihn. Er wurde vor den Sandherin beschieden und mußte erscheinen. Man kündigte ihm an, daß er, wenn er ein wahrer Jude wäre, sich gutwillig dem Urtheile zu unterwerfen, wo nicht, zu gewärtigen habe, von neuem ausgeschloßen zu werden.

Sein Urtheil ward ihm vorgelesen, da es ihm aber zu hart, und entehrend schien, antwortete er ruhig und entschloßen, daß er sich demselben nie unterwerfen würde. Die unmittelbare Folge war die Exkommunikazion; sogleich war er der Gegenstand, der allgemeinen Verachtung, und des Muthwillens des Volks und der Kinder. Fünf Jahre dauerte diese Verfolgung nicht allein von allen Juden, sondern selbst von seinen Verwandten. Er hatte keinen Freund, der ihn besuchte, wenn er krank war, keinen, der ihn einigen Rath ertheilte, noch in kleinen Zwisten Beystand; nur allein der kostbare und langwierige Weg der Rechte stand ihm offen, voll Verzweiflung und Unmuth entschloß er sich zum zweytenmal sich zu unterwerfen, und geduldig die Strafe zu leiden, welche man ihm zuerkennen würde.

„ Ich gieng, sagte er, in die Synago„ge, welche ich so voll Menschen fand, als „ ein Schauspielhaus, man ließ mich vor das „ Pult mitten in dem Tempel treten, wo ich „ eine, von den Obern der Synagoge abge„faßte Schrift ablesen mußte; in welcher ich „ bekannte: „ **daß ich wegen meiner ver„gangenen Verbrechen tausend Tode ver„diente, namentlich, wegen meiner Uiber„tretung des jüdischen Glaubens, wel„chen ich geschändet, und sogar Christen „ abgerathen, denselben anzunehmen; zu**

„ Büs-

„ Büssung dessen sey ich bereit, alles zu
„ befolgen, was man mir vorschreiben
„ würde, und mich dem gegen mich ge-
„ fällten Urtheil zu unterwerfen, mit dem
„ Versprechen, nie wieder in diese Sün-
„ de und Verbrechen zu verfallen.“ Als
„ ich fertig war, ließ man mich von der Art
„ Bühne, welche vor dem Pult war, herabstei-
„ gen, und ein Vorsteher sagte mir ins Ohr,
„ mich in einen Winkel der Synagoge zu be-
„ geben, welchen er mir anwieß. Daselbst
„ entkleidete ich mich, so daß der obere Leib
„ nackend war. Ich zog meine Schuh aus,
„ und band ein weis Tuch um den Kopf.
„ Hierauf wurde ich an einen Pfeiler gebun-
„ den, und der Vorsänger gab mir 39 Hiebe
„ mit einem Rieme, damit es nach den Ge-
„ setzen die Zahl vierzig nicht überstiege (5.
„ B. Mosi. 25. v. 2. 3.) Während der
„ Geißlung sang man einen Psalm; sodann
„ mußte ich mich auf die Erde legen, und der
„ Prediger sprach mich vom Banne los. Von
„ nun an, sagte man mir, wären die Pfor-
„ ten des Himmels nicht mehr für mich ver-
„ schloßen. Man kleidete mich wieder an,
„ und führte mich an die Thürschwelle des
„ Tempels, wo ich mich ganz niederlegen
„ mußte, nur der Kopf war mir von dem
„ Thürhüter ein wenig unterstüzt. Alle die-
„ jenigen, welche aus der Synagoge giengen,

„ traten auf mich, einige auf die Füße, an„ dere auf die Arme, und auf dem Leib. Als „ Jederman heraus, und mein ganzer Leib „ beynahe zermalmet war, hob man mich auf, „ reinigte mich von dem Staube, womit ich „ ganz bedeckt war, und führte, oder schlepte „ mich vielmehr in mein Haus.

„ Man stelle sich vor, welch eine beissen„ de Beschimpfung dieses für einen Mann von „ Jahren und nicht geringer Abkunft seyn „ mußte, welcher sich jederzeit, selbst in sei„ nem Unglück sittsam und anständig betra„ gen hatte, so entkleidend und nackend vor „ Männern, Frauen und Kindern zu stehen, „ sich peitschen und geißeln lassen zu müssen, „ und dieß, eines Urtheils zu Folge, das Leu„ te fällten, welche eher seine Sklaven, als „ Richter zu seyn verdienten. Wie es mich „ kränkete, wie herabwürdigte, unter den Füs„ sen meiner alten Feinde im eigentlichen Ver„ stande zu liegen, die mich so mannigfaltig „ beleidigt hatten, und in ihren Herzen ihren „ Haß, Zorn und Groll auch jezt noch nicht „ aufgaben: wie erniedrigend für mich, von „ ihnen mit Füßen getretten zu werden, und „ welch ein Schmerz, zu fühlen, daß selbst „ meine Brüder, die mit mir von einem Va„ ter gezeugt waren, unter einem Herzen ge„ legen hatten, in einem Geschlecht aufgezo„ gen waren, alle Kräfte anwanden, mich

„ zu stürzen, und zu unterdrücken; uneinge=
„ denk der Freundschaft, welche ich ihnen je=
„ derzeit erwiesen, der Dienste, welche ich
„ ihnen geleistet, und diese auf eine so niedri=
„ gende Art, daß ich mich schäme, davon zu
„ sprechen. “

Diese Erzählung ist aus seinem lateinischen Werke, Exemplar humanæ Vitæ, gezogen, in dem lezten Theil ist es, wo Acosta die Lehre von einem künftigen Leben, und einer göttlichen Offenbarung bestreitet. Bey dem Schluß desselben äußert er unter andern seine Verwunderung noch darüber, daß es denen Pharisäern erlaubt sey, Versammlungen zu berufen, um über Sachen zu richten und
„ zu entscheiden. „ Dieses Recht, welches die
„ Pfarisäer in Amsterdam haben, ist für die
„ Nazion gewiß sehr schimpflich, und sollte in
„ einer Stadt, welche sich einen Ruhm dar=
„ aus macht, die Menschen gegen Verfolgun=
„ gen zu schätzen, und ihnen Frieden und Frey=
„ heit zu gewähren, gar nicht geduldet wer=
„ den. Denn eben dieses sichert nicht vor den
„ Pfarisäern. Und man darf sich daher nicht
„ wundern wenn ein Mensch, der keinen
„ Vertheitiger hat, sich auf keine andere Art
„ an ihnen rächen kann, als durch schriftliche
„ Verantwortungen. „

„ Man weiß, wie ich gelebt, und wel=
„ che Rolle ich auf dieser wichtigen und eitlen

„ Bühne gespielt habe. Richtet mich, ihr
„ Sterblichen! Richtet mich ohne Vorurtheil,
„ redet getrost und frey. Findet ihr an mir
„ etwas Anstößiges, das euch mißfällt, dann
„ erinnert euch des Elends und der Armselig-
„ keiten, welche den Menschen drücken, und
„ wovon ihr auch euren Theil traget. Als ich
„ noch Christ und in Portugall war, hieß ich
„ **Gabriel Acosta**, und als Jude (wär' ich
„ es nie worden!) nannte man mich **Uriel**
„ **Acosta**."

Diese Schrift scheint kurz vor seinem Tode verfertiget zu seyn.

Er war fest entschloßen, sich an seinen Verwandten zu rächen, deshalb sezte er sich vor, seinen Bruder, oder seinen Vetter umzubringen, denn, man weiß nicht gewiß welchen? Er betrachtete diesen Bruder oder Vetter als den Urheber seines Unglücks. Er schoß auf ihn, als er in sein Haus gieng, allein er fehlte; hierauf verschloß er sich in sein Zimmer, da er aber merkte, daß er entdeckt wäre, ergrif er die andere zu diesem Entzweck bestimmte Pistole, und jagte sich die Kugel durch den Kopf. Man fand die **Abhandlung vom menschlichen Leben** auf seinem Zimmer, und der Herausgeber seiner Geschichte traf eine Abschrift davon unter den Papieren seines Großonkels **Simon Episkopius** an.

Nach der Zeit, in welcher sein Gegner, der Arzt, sein Buch von der Unsterblichkeit der Seele, herausgab, das im Jahr 1623 geschahe, und seinem zweymaligen Bann, zu rechnen, ist es wahrscheinlich, daß sein Tod gegen das Jahr 1645 erfolgte.

§. IV.

Wilhelm Kyte (a. d. Engl.)

Sir Wilhelm Kyte wurde zu Anfange des jezt laufenden Jahrhunderts in Warwikshyre gebohren. Er war Baronet, von großem Vermögen, und aus einem angesehenen Hause. — Als er von seinen Reisen zurücke kam, hatte er einen liebenswürdigen Karakter, und man hielt ihn (mit der Welt zu reden) für einen so feinen Herrn, daß jedermann glaubte, er sey eine sehr glückliche Parthie für die schöne, verdienstvolle und ziemlich begüterte Tochter eines gewissen würdigen Edelmanns in der Nachbarschaft von London.

Er lebte mit dieser seiner Gemahlin einige Jahre im vergnügtesten Ehestande, und zeugete mit ihr vier oder fünf feine Kinder, als er zu seinem Unglück, bey einer sehr streitigen

---

*) S. Gentl. Magaz. 1774.

Parlements-Wahl, zum Repräsentanten für den Flecken **Warwick** erwählt ward, da in dieser Grafschaft seine Güter lagen, und er sich eben um diese Zeit da aufhielt. Ein gewisser Gastgeber in dem Flecken, ein sehr eifriger Parthengänger von ihm, hatte sich dafür, daß er dem **Sir Kyte** seine Stime gab, dies zur Belohnung von der **Lady Kyte** ausgebeten, daß sie seine Tochter zu ihrem Kammermädchen machen sollte. Dies Mädchen war geschlank gewachsen, fein und hübsch von frischer Farbe, und dem Anscheine nach sittsam und unschuldig.

Molly Jones (so hieß sie) hatte einige Zeit bey der **Lady Kyte** gedienet, und niemand dachte daran, daß der Baronet sie seines Anblicks würdigte; obwohl seine Gemahlin, entweder aus geheimen eifersüchtigen Verdacht, oder ihrem Gemahl etwas auf den Zahn zu fühlen, mehr als einmal die Anmerkung machte: „ was aus der **Molly Jones** für ein hübsches Mädchen geworden wäre! “ worauf der Baronet gemeiniglich zu antworten pflegte: „ er sehe nichts besonderes an dem Mädchen. “ Anderemal redete er gar verächtlich von ihr, und sezte wohl hinzu, daß sie plump und eitel wäre; denn obgleich beydes nicht gegründet war, so wollte er doch vermuthlich durch diesen Tadel seine wahre Meinung verstecken.

Allein einige Zeit darnach fiengen die Bedienten im Hause an, einigen Verdacht zu hegen, daß Molly Jones bey ihrem Herrn in sehr großen Gnaden stünde. Die Haushälterin insbesondere, die in einer Zeit von vierzig Jahren zum wenigsten in vierzig Liebeshändel war verwickelt gewesen, nahm am ersten wahr, daß jener Verdacht nur gar zu gut gegründet zu seyn schien; und da sie wußte, daß der Kellermeister selbst der Molly Vorschläge gethan hätte, so hezte sie diesen an, dessen Eifersucht so rege ward, daß er seine Wachsamkeit verdoppelte, und in kurzem den ganzen Handel einsahe, ja erkannte, daß es damit schon viel weiter gekommen war, als man anfänglich gedacht hatte. Die Haushälterin, die gesinnt war, wie dieser Art Leute pflegen, welche sich mehrentheils über junger Mädchen Vergehungen freuen, erzehlte der Lady gleich wieder, was der Kellermeister ihr entdeckt hatte; und dies stürzte das ganze Haus in Verwirrung.

Der Lady Kyte Verdruß ward gar bald mächtiger als ihre Uiberlegung. Wenn sie, statt ihrem Gemahl wegen seiner Untreue Vorwürfe zu machen, ihren Unwillen geheim gehalten hätte, bis seine erste Liebeshitze verflogen gewesen, welches sie würklich, sowohl ihrer selbst, als ihrer Kinder wegen, hätte thun sollen, so hätte sie vieleicht ihren Herrn

wieder auf den rechten Weg bringen können, denn ob er gleich in diesem Stücke es versahe, und ihr eine Zeitlang untreu geworden war, so war es doch bekannt genug, daß er würklich für seine Gemahlin eine aufrichtige Hochachtung hatte.

Inzwischen hätte des Kellermeisters überdienstliche Geflißenheit, dem armen Schlucker gar leichtlich das Leben gekostet, weil die Haushälterin ihn genannt hatte, als denjenigen, der das Geheimniß ans Licht gebracht, und Molly Jones dem Baronet entdeckte, „der Kellermeister sey nur über sie böse, weil sie seine Vorschläge abgewiesen hätte.“ — Der Baronet gieng gleich die Nacht darauf in des Kellermeisters Kammer, und that wiederhollte Stiche mit dem Degen ins Bette, wo selbiger zu schlaffen pflegte; zum Glück aber hatte dieser, man weis nicht aus was für Ursache, seine Schlafstelle verändert, und entgieng dadurch seiner Ermordung.

Da nun der Handel in dem ganzen Hause ruchtbar worden, und keine Scham oder Furcht vor der Entdeckung die Schuldigen mehr zurück hielt, so kam es bald zwischen dem Baronet und seiner Gemahlin aufs äußerste, und ihre Trennung ward unvermeidlich. Der Baronet ließ die Lady Kyte nebst den beyden jüngsten Kindern im Besitz des Wohnhauses im Warwickschirischen, und begab sich mit seiner

ner Buhlschaft, und den beyden ältesten Söhnen in ein geraumiges Pachterhaus an der Seite der kötswoldischen Berge. Die Lage war hier vortreflich, Wasser und Gehölze befand sich in Uiberfluß, und die Aussicht über das Thal Evesham war ungemein angenehm. Dies verleitete den Baronet, ein schönes viereckigtes Gebäude daselbst zu bauen, und weitläuftige Gärten im den üppigsten Geschmack des Zeitalters anzulegen; und noch damit nicht zufrieden bauete er, ehe noch das Hauptgebäude einmal fertig war, zween große Flügel daran, aus keinem wichtigeren Grunde, als weil seine Buhlerin gesagt hatte. „ Was ist eine Weyhe ohne Flügel. „ *)

Die Kosten, die erfordert wurden, dies alles zu Stande zu bringen, und die sich wenigstens auf 10000 Pf. Stel. (oder 60000 Thaler) beliefern, waren die erste Ursache, daß der Baronet seine Güter zu beschweren anfieng; und da die Schwierigkeiten, in welche er sich dadurch verwickelt sahe, ihn verdrüßlich machten, so suchte er (wie nun gar zu natürlich ist) Trost bey der Flasche. Er hiel-

*) Dies ist im englischen ein Wortspiel What is a Kite without wings? indem der Name des Baronets Kyte einen Weyhe bedeutet, oder Hühnergeyer.

hielte, wie man zu reden pflegt, eine ofne Tafel, und es fanden sich derer nur zu viele, die ein ungemeines Vergnügen an der Freyheit und Fröhlichkeit fanden, die man an Tafeln anzutreffen pflegt, wo kein Frauenzimmer den Vorsitz hat; denn so sehr sich auch darinn die Gewohnheit geändert hat, so gehörte es doch damalen noch zum Wohlstande, unter ehrliche Gäste keine Buhlerin zu bringen. Auf diese Art, war er selten ohne Gesellschaft, und die Zerstreuung nebst dem Mangel an Wirthschaft nahm dadurch so überhand, daß des Baronets Sachen in kurzer Zeit in ganz verzweifelte Umstände geriethen.

Sir **Wilhelm**, war nunmehr in die funfzig gekommen, und sein ältester Sohn (nachmaliger Baronet **Jakob Kyte**) war erwachsen, und von der Universität zurückgekehret. Diesen machte er zum Theilnehmer aller seiner Schwelgereyen, und beredete ihn, daß er den Theil der Güter, den er von seiner Mutter einst zu erben hatte, und welches der einzige war, den der Baronet nicht hatte mit Schulden beschweren können, an ihn, (den Vater) überlassen mußte.

Um diese Zeit war ein frischfarbigtes Landmädchen ins Haus genommen worden, die den Dienst einer Milchmagd versehen sollte, und sonst weiter keine Schönheit besaß, als welche die Blüthe der Jugend zu geben pflegte.

Wie

Wie aber Leute, die einmal ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen, keine Gränzen mehr kennen, so überließ sich der alte Baronet, noch in seinem funfzigsten Jahre einer verliebten Neigung zu diesem Mädchen, die kaum zwanzig ware. Dieser Vorfall verursachte neue Verwirrungen im Hauswesen. Molly Jones nahm diese steigende Liebe an dem alten Baronet bald wahr, und mochte entweder zornig darüber seyn, oder sich was böses befürchten, oder auch vieleicht schon würklich eine üble Begegnung erfahren haben, so hielte sie es doch fürs beste, vom Schauplatz abzutretten, und zog nach dem nahegelegenen Marktflecken Cambden, wo sie zu solcher Dürftigkeit kam, daß sie eine kleine Näheschule halten mußte, um Brod zu verdienen.

Der junge Kyte wurde auch entweder über die unverantwortliche Bethörung seines Vaters unmüthig, oder mochte vieleicht (wie alle Welt sagte) den unaufhörlichen Grobheiten seiner Buhlerin gar zu sehr ausgesezt seyn; daher er irgendwo eine Freystätte suchte, und seine mehreste Zeit bey dem Lord L. * * * einem seiner Freunde im Warwickschirischen zubrachte.

Der alte Baronet hatte zwar nunmehro freye Hände bekommen, seiner demüthigenden Liebesneigung ohne Hinderniße nachzuhängen, fieng aber mit der Länge der Zeit an, die ver-

führe-

führerischen Reitze aller Lasterhaften Ergötzlichkeiten immer mehr einzusehen, und ob er sich wohl Mühe gab, sich bey Muth und Lebhaftigkeit zu erhalten, oder vielmehr alle seine Gedanken durch eine beständige Berauschung zu ersticken, so ward er doch in nüchternen Augenblicken das Opfer seines traurigen schwermüthigen Nachdenkens. Einer schätzbaren Gattin hatte er das höchste Unrecht angethan, und konnte nie ohne Gewissensvorwürfe daran gedenken; er hatte seinen unschuldigen Kindern Unbill zugefügt, an die er nie ohne die zärtlichste Empfindung des Mitleidens denken konnte. Sein Sohn, der einige Jahre eine Art von Gefährte für ihn gewesen war, hatte ihn verlassen, weil er hart mit ihm umgieng, und da Molly Jones ihm einige Zeit nutzbar gewesen war, so war es desto schmerzlicher für ihn, daß er sich auch von diesem Weibsbilde verlassen sehen mußte, um derentwillen er alle dies Unglück auf sein Haus gebracht hatte; und so befand er sich nunmehro einsam, sich selbst überlassen in dem prächtigen aber unglücklichen Pallaste, dessen Ausbauung und Verzierung die vornehmste Ursache gewesen, daß er sein Vermögen zu Grunde gerichtet hatte.

Von diesen quälenden Leidenschaften gemartert, hatte er, eine Woche vor seinem lezten Auftritt, durch eine fortwährende Trunkenheit sich in eine Art von Raserey versezt,

in

in der er jedermann auf eine so unsinnige Weise begegnete, daß selbst seine neue Buhlschaft, die arme Blowselinde es nicht länger hatte ausstehen können, sondern von ihm gelaufen war.

An dem Morgen des Tages, da er sein unglückliches Vorhaben ausführen wollte, schickte er nach seinem Sohn und nach seiner Buhlerin, daß sie zu ihm kommen sollten. Was dabey seine Absicht gewesen, kann man nur blos errathen; allein zum Glück für beyde, kam keines von ihnen. Es war im Oktober Monat. Der Kellermeister hatte mit einbrechendem Abend zwey Lichter angesteckt, und wie gewöhnlich, auf den Marmortisch, im Vorsaal gesezt. Der alte Baronet kam darauf herunter, und nahm, wie er mehrmalen zu thun pflegte, die Lichter mit sich hinauf. Allein kurz darauf kam eins von den Dienstmädchen mit Schrecken die Treppe herabgerannt, und rief, daß das Vorgemach voll dicken Rauches sey. Die Bedienten und ein Handwerksmann, der in dem Hause Arbeit hatte, liefen den Augenblick die Treppe hinan, und prellten die Thüre auf, wo der Rauch herzukommen schien. Als sie die Thüre auf hatten, sahen sie in dem Zimmer einen großen Haufen feines Linnen-Zeug; welches ein altes Frauenzimmer, eine Verwantin des Hauses, dem ältesten Sohn vermacht hatte. Dies hatte der Baronet mitten in

Zim-

Zimmer aufgestapelt und angesteckt. Während, daß die Bedienten beschäftigt waren, die Flammen in diesem Zimmer zu löschen, war der alte Herr in ein Daranstoßendes entwischt, das ganz nach damaliger Art mit Holz getäfelt war, und wo sich ein Bette mit baumwollenen Vorhängen befand. Als sie diese Thüre gesprängt hatten, schlugen ihnen die Flammen mit solcher Wuth entgegen, daß sie alle miteinander froh waren, daß sie nur aus dem Hause springen konnten, dessen vornehmster Theil in wenigen Stunden bis auf den Grund niederbrannte. Von dem alten Baronet fand man unter dem Schutte nichts, als ein Hüftbein, und die Wirbel, oder Rückenknochen, nebst 2 bis 3 Schlüßeln, und einer goldenen Taschenuhr, die er bey sich gehabt hatte.

Dies waren die schrecklichen Folgen einer unerlaubten Leidenschaft, die nicht gleich in der Geburt war erstickt worden.

Prinz Iwan v. Rußland. *)

Sehr wenig läßt sich von einem Prinzen erzählen, von dem man in eigentlichem Verstande

*) Die Nachrichten, die wir hier liefern, gründen sich auf die Glaubwürdigkeit des genugsam be-

de sagen kann, daß er sein Leben in der Dunkelheit zugebracht hat: von dem Prinzen **Iwan** aber noch immer genug, um jedes Gefühl der Menschheit rege zu machen. Seine hohe Geburt, sein Recht auf das größeste Reich in Europa, die Härte, womit er von demselben verdrungen worden, die ausgestandenen Verfolgungen, die sich nicht blos auf seine äußere Umstände, sondern zum Schrecken der Menschheit, bis auf seine unsterbliche Seele erstreckten; das traurige Ende, so er nahm; alles vereinigt sich, wehmüthigen Seelen Thränen abzulocken, wenn sie dem Schicksal dieses Fürsten etwas nachdenken.

Seine Geburt brachte ihn dem kaiserlichen Thron sehr nahe. Sein Aeltervater **Iwan Alexiewitsch** war der Rußen Kaiser gewesen, und hatte mit seinem noch berühmtern Bruder **Peter dem Großen** zugleich regieret; war aber so wenig ein Freund der irrdischen Größe, daß er diesem seinen Bruder im Jahr 1689. die Regierung allein überließ; unwissend, daß einst der lezte Zweig aus seinem Hause, von dem

berühmten Herrn D. Büschings, und auf die Manifeste, die derselbe aufs neue in seinem Magazin der Historie und Geographie Th. 6. S. 519. f. bekannt gemacht hat.

dem Throne, den er izt freywillig dahin gab, mit der unmenschlichsten Grausamkeit und Strafe verdrängt werden würde. Er starb im Jahr 1696, und die beyden Prinzessinnen, die er hinterließ, müssen von uns nicht aus der Acht gelassen werden, wenn wir das folgende dieser Geschichte recht verstehen wollen. Die eine hieß **Katharina Iwanowna**, die andere, die uns weit bekannter ist, **Anna Iwanowna**. Man konnte leicht glauben, daß keine von diesen beyden Prinzessinnen auf die rußische Krone Anwartschaft hatten, denn da ihr Vater starb, regierte noch ihr Oheim, **Peter der Große**, der damals schon einen rechtmässigen Thronfolger und Erben, seinen Sohn, **Alexei Petrowitsch** hatte. Noch weniger Hofnung war für sie, als dieser leztgedachte Prinz sich nachgehends auch vermählte, und mit seiner Gemahlin im Jahr 1715. einen Sohn erzeugte. Zwar betraf jenem Prinzen das Unglück, daß er auf Befehl seines eigenen Vaters 1718. enthauptet ward. Dagegen aber hatte sich auch **Peter der Große** mit der berühmten nachmaligen Kaiserinn **Katharina** vermählt, und mit derselben im Jahr 1708 eine Prinzeßinn **Anna Petrowna**, und 1709 noch eine und nachmals noch berühmtere Prinzeßinn, **Elisabeth**, erzeuget. Allein, dem ohngeacht hatte es die Vorsehung bestimmt, daß die eine von jenen Prinzessinnen Töchtern des **Zars Ivan**

zur Regierung beruffen werden sollte. Denn nachdem im Jahr 1725 ihr Oheim, der große **Peter**, diese Welt verließ, seine Gemahlinn aber **Katharina** nach ihm nur ein paar Jahre regierte; auch der Nachfolger, den sie sich bestimmt hatte, Peter der zweyte, der, wie schon gesagt ist, ein Sohn des enthaupteten Alexei **Petrowitsch** war, seinen großväterlichen Thron ebenfalls nur kurze Jahre besaß, und schon im Jahr 1730. von dieser Erden gieng: so waren, ausser dem zweyjährigen Prinzen **Karl Peter Ulrich**, der ein Sohn der vorhin genannten **Anna**, (der Tochter **Katharina der ersten**, und **Peters des Großen**) und des Herzogs von **Holstein-Gottorp** war, auch im Jahr 1762 unter dem Namen **Peters des dritten** zu einer kurzen Regierung gelangte, keine männliche Erben in dem kaiserlichen Hause mehr übrig; und von den Nachkommen **Peters des Großen**, war ausser dem lezgedachten unmündigen Prinzen niemand mehr am Leben, als die schon erwähnte Prinzessinn **Elisabeth**, die er mit seiner Gemahlin **Katharina** I. gezeuget hatte. Allein, weder jener Prinz, noch diese Prinzessinn gelangten auf den Thron. Der geheime Rath zu **Moskau** gedachte vielmehr an die beyden Töchter, die Ivan der Bruder **Peters des Großen** hinterlassen hatte, und erwählte unter denen die Jüngere, **Anna Iwanowna**, (die, nachdem sie mit dem Her-

zoge von Kurland vermählt gewesen war, zu Mietau als Wittwe lebte) zur Kaiserinn, von der der unglückliche Prinz **Iwan** noch ein näheres Recht zur Krone herleitete. Denn diese Fürstinn bestimmte denselben noch vor ihrem im Jahr 1740 erfolgten Hintritte zu ihrem künftigen Thronfolger. Er war auch ihr naher Anverwandter auf folgende Weise:

Es ist schon erwähnt worden, daß diese Kaiserinn **Anna** noch eine ältere Schwester gehabt, die **Katharina** geheißen. Dieselbe hatte sich mit dem Herzoge von **Mecklenburg-Schwerin, Karl Leopold**, vermählt, und war schon im Jahr 1733 verstorben. Sie hinterließ eine Tochter **Elisabeth Katharina Christina**, die im Jahr 1718 gebohren worden. Die Kaiserinn **Anna** ließ diese ihrer Schwester Tochter zu sich nach Rußland kommen, allwo dieselbe zu Ehren ihrer Tante den Namen **Anna** annahm, und sich mit dem Prinzen von Braunschweig-**Wolfenbüttel** Anton **Ulrich** vermählte. Dieß war die Ehe, aus der den 12ten August 1740 ein Prinz das Leben empfieng, der den Namen **Iwan**, oder **Johann** bekam, und zu lauter Unglück gebohren zu seyn schien. Die erstern Tage seines Daseyns zwar schienen ihm lauter Glück zu versprechen. Denn eben er war es, der schon im zweiten Monat seines Alters von der regierenden Kaiserinn erwählt ward, den Zepter

aus

aus ihrer Hand zu empfangen, wenn sie von dem Schauplatze der Welt würde abgerufen werden: allein, eben dieser versprechende Glanz war die ursprüngliche Quelle, aus der dem Prinzen in den übrigen Jahren seines irrdischen Aufenthalts nichts als äusserster Jammer zufloß. So wenig können wir einsehen, ob das was uns ein Gut dünkt, wirklich ein solches sey.

Die Kaiserinn starb wenige Tage darnach, als sie diese dem Prinzen **Iwan** so vortheilhafte Erklärung öffentlich bekannt gemacht hatte. Niemand konnte daran zweifeln, daß er nunmehro der rechtmäßige Thronfolger der verblichenen Kaiserinn sey. Denn hätte er ihr auch nicht so nahe angehöret, als er wirklich war, und wäre er ihr auch nicht unter allen Nachkommen des alten kaiserlichen Hauses in der That der nächste gewesen: so wurde doch dadurch schon sein Anrecht unstreitig, daß die Kaiserinn ihn vor ihrem Tode zum Erben ihres Reichs feyerlich ernannt hatte, indem nach einer, schon unter **Peter dem Großen** gemachten, und von allen Ständen des Reichs aufs heiligste beschwornen Verordnung, jeder Beherrscher dieser weitläuftigen Herrschaft das Recht hat, sich ohne allen Widerspruch, einen Nachfolger auf dem kaiserlichen Thron zu ernennen. Und der Denkungsart **Peters des ersten**, dieses Vaters und Schöpfers des Reichs

war es vollkommen gemäß sich ohne Rücksicht auf Erstgeburt oder andere Zufälligkeiten sich denjenigen zum Nachfolger zu wählen, der der niedrigste zu seyn schien.

So viel Anrecht indessen Prinz **Jwan** in der Wiege haben mochte: so war er doch zu wenig Tage auf der Welt gewesen, als daß er ein Reich regieren konnte. Er bedurfte Vormünder und Regenten. Die sterbende Kaiserinn hatte dafür gesorgt, und zu diesen wichtigen Aemtern, welche die vereinigte Sorge mehrer erleuchteter Personen erfordert hätten, einen Mann ernannt, den sie wider Willen der rußischen Räthe, und wider ihre Angelobung nach Rußland mit sich genommen hatte, der bisher ihr Liebling gewesen war, und der das Geschäfte der Ernennung des **Jwans** zum Nachfolger nicht ohne eitle Absichten auf das eifrigste betrieben hatte. Es war dies der berühmte Fürst, Herr **Ernst Johann** Herzog von **Kurland** und **Semgallen.** Dieser wurde mit Uibergehung der Aeltern des jungen Kaisers durch einen öffentlichen Befehl zum Regenten ernannt, daß er während der Minderjährigkeit des Monarchen, und bis zu dessen siebenzehnten Jahre, das weite rußische Reich auf eine unumschränkte Art, und im Namen des Kaisers **Jwan**, regierte, alle Unterthanen aller Stände aber ihm zu gehorchen schuldig seyn sollten.

Diese neue Regierung nahm demnach ohne Anstand ihren Anfang; die öffentlichen Befehle giengen im Reich unter dem Namen **Iwans des Dritten, Kaisers, und Selbstherrschers** aller Reußen aus; auf alle gangbare goldene und silberne Münzen ward das Bildniß desselben geprägt, auf den Antritt seiner Regierung eine große 29 Dukaten schwere Schaumünze verfertigt, (die itzt so selten ist, als alle unter diesem Kaiser geschlagene Geldsorten,) und sein Namen ward in die feyerlichen Gebete eingerückt, so sehr nun ein Fürst, der noch in seiner reinsten Unschuld war, wegen seiner erlauchten Vorfahren und geliebten Vorgänger im Reich, die Hochachtung seiner Unterthanen verdienen konnte, so sehr mußte auch alles, was **Peter den ersten** geehret hatte, seine Liebe dem jungen Kaiser **Iwan** schenken. Allein mit dessen Vormund und Regenten glaubte man nicht so gute Ursache zu haben, zufrieden zu seyn. Dieser Herr, der nicht von Leidenschaften eines Hofmanns frey war, schlug alles durch seinen Stolz vor sich nieder, und seine Herrschsucht scheuete sich nicht, auch der Prinzeßinn Mutter, und dem gütigen Vater des jungen Kaisers auf eine verächtliche Weise zu begegnen, oder auch den alten und vornehmen adelichen Geschlechtern des rußischen Reichs übel mitzuspielen. Eine solche Begegnung von einem Fremden konnte nichts anders als Miß-

vergnügen und übeln Argwohn erwecken. Es zog sich eine Wolke für den Herzog zusammen. Er hatte die Regentschaft, die er nach Verordnung der leztverstorbenen Kaiserinn siebenzehen Jahre verwalten sollte, nur drey Wochen geführet; als Anna, die Mutter des Kaisers, nebst einigen Großen des Hofes ihm dieselbe raubten, und seine eigene Person durch den berühmten Graf Münnich gefangen nehmen ließen.

Nichts war natürlicher, da der unmündige Kaiser itzt ohne Vormund war, als daß seine eigne Mutter, eine Prinzessinn aus dem kaiserlichen Hause, sich der Regentschaft annähme, und darinn bestättiget wurde. Dies geschah; **Iwan der dritte**, ihr Sohn, besaß unter ihrer Vormundschaft den kaiserlichen Thron von Rußland noch etwas über ein Jahr, und würde ihn vielleicht so lange er lebte besessen haben, wenn nicht ein ungeachteter Balbiergeselle nach **Petersburg** gekommen wäre, um, wie es schien, Veränderungen in dem mächtigen rußischen Reiche hervorzubringen, deren Folgen sich nicht eher, als mit dem Untergange der Welt endigen werden.

Es war dieses kein anderer, als der nachgehends zu einem Grafen ernannte L'Estock. Dieser lustige Mann und geschickte Kopf wußte seinen Entwurf bey seiner Ankunft in Petersburg so gut anzulegen, daß er nach und nach

auch

auch unter den Großen dieser Stadt bekannt ward, und bis an den Hof der Prinzessinn **Elisabeth** drang, die, wie vorhin erwähnt worden, eine Tochter **Peters** des Großen war. Es mußte dieser Prinzessinn nahe gehen, daß man nach dem Tode ihres Neffen **Peters des Zweyten** sie übergangen, und dagegen ihres Bruders Tochter, **Anna Jwanowna** zum Thron berufen hatte, dem sie in aller Absicht weit näher war. Noch mehr mußte ihr Unwille steigen, da diese Fürstinn in ihrem Sterben nicht sie zur Thronfolge bestimmte, und da der Prinz **Jwan** dazu ernannt war, ihr auch nicht den kleinsten Antheil an der Regentschaft vorbehielt. Schon lange hatte sie demnach alle ihre Schritte und Handlungen darauf eingerichtet, sich bey den Soldaten, die zu ihrer Absicht dienen konnten, durch herablassendes Bezeigen, liebliche Unterredungen, oder wiederholtes Gevatterstehen, Liebe zu erwerben, oder sich auf andere Art einen leichten Weg zum Throne zu bahnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ihr dies Unternehmen sehr schwer und vielleicht nie gelungen seyn, wäre nicht L'Estock aufgetreten. Dieser wußte seiner weitläuftigen Bekanntschaften und versteckten Betragens wegen der Prinzeßinn **Elisabeth** ihre eigene Absichten so leicht vorzustellen, daß er sie ermunterte, ein Vorhaben auszuführen, daß ihr immer noch bedenklich vorkam, wenigstens

von einer Zeit zur andern verschoben ward, und ohne ihn vielleicht immer wäre aufgeschoben worden. Sein Eifer war unermüdet, seine Zureden hörten nicht auf, alle Unterhandlungen wurden durch ihn getrieben, er wußte sie heimlich und geschickt zu veranstalten, seine Mittel zum Behuf der großen Absichten Geld zu erlangen, waren wohl überlegt, seine Reden und Betragen setzten ihn ausser Verdacht, und seine Anstalten wurden alle gemacht, daß sie nicht fehlschlugen. Der Plan wurde nunmehro angelegt, den jungen Kaiser der Herrschaft und seine Mutter der Regentschaft zu berauben, dagegen aber die Prinzessinn Elisabeth auf den Thron zu setzen, den ihr glorreicher Vater mit dem höchsten Ruhm bekleidet hatte. Dieser Entwurf war seiner Ausführung nahe, als die Regentinn Anna so deutliche und wiederholte Nachrichten davon empfieng, daß es ihr ein leichtes hätte seyn müssen, denselben gänzlich zu zerstören, und das Reich ihren Nachkommen auf ewig zu versichern. Allein, mit einer Nachläßigkeit, und ruhigen Sicherheit, die man fast nur aus den Schickungen der Vorsehung erklären kann, ließ sie diese äusserst wichtigen Warnungen so sehr aus der Acht, daß sie nicht einmal mit ihrem Gemahl darüber zu Rath gieng. Alles was sie that, war dieses, daß sie auf einer Lustbarkeit die Prinzessinn Elisabeth über ihre Anschläge zu Rede setzte, nicht anders, als

ob sie in Gedanken stünde, daß eine freye Prinzessinn ein Unternehmen freywillig gestehen würde, welches ihr eignes Leben galt, und welches der verzagteste Leibeigene nur auf der Folter bekennet. Es diente auch dieser geringe Ernst der Regentinn zu weiter nichts, als nur die allezeit wankende **Elisabeth** aufs neue in Bedenklichkeit zu setzen; dagegen es den L'Estock anfeuerte, die Prinzessinn mit den dringendesten Zureden zur Ausführung zu ermuntern, und ein Vorhaben aufs äusserste zu beschleunigen, welches nun, da es schon in Erfahrung des Hofes gekommen, ohne die größeste Gefahr nicht länger aufgeschoben werden konnte. Er drang so heftig, daß er fast halb mit Zwang die Prinzeßinn nöthigte, ein Reich in Besitz zu nehmen, in welchem sie itzt entweder Herrscherinn, oder eine Tochter des Todes seyn mußte.

So setzte sich **Elisabeth** ohne Blutvergiessen, und auf eine Weise, an deren Fortgang sie selbst gezweifelt hatte, durch die geschickten Bemühungen eines geringen Fremdlings, auf ihren väterlichen Thron, den sie mit Ruhe behauptete. Die Veränderungen die mit den bisherigen vornehmsten Theilhabern der Macht aus Staatsgründen vorgenommen werden mußten, waren nicht geringe. Der erstere Regent, Herzog **Ernst Johann** von Kurland wurde sowohl, als sein Gegenpart Graf **Münnich**, der ihn gefangen genommen hatte, nach

Sibe-

Siberien verwiesen. Das Schicksal, so andere betraf, gehört nicht zu unserm Zwecke; wir dürfen den Iwan nicht aus dem Gesichte verlieren. Nachdem dieser Prinz mit seinen Eltern in die Gewalt der neuen Kaiserin gekommen waren, so erforderte es die menschliche Klugheit, diese hohe Personen in solche Umstände zu versetzen, daß weder sie, noch andere um ihrentwillen die neue Regierung auf keine Weise beunruhigen könnten; die menschliche Empfindung verlangte, ihnen ihren mißglückten Zustand so erträglich zu machen, als es ihrer Würde, oder wenigstens der Würde der Menschheit gemäß war. Es konnten auch beyderley Absichten erreicht werden, wenn diese wichtige Personen aus dem Reiche entfernet wurden, und Erlaubniß erhielten, in ihren eigenthümlichen Landen in Deutschland als freye regierende Herrschaften eines angeerbten Herzogthums zu leben. Allein, so wenig die Klugheit eines glanzreichen Hofes allemal mit der Klugheit eines der Einfalt der Sitten ergebenen Menschen sich verträgt, eben so wenig stimmt sie auch allemal mit dem überein, was menschliche Gefühle genannt werden; und ein Geschichterzähler, der die geheimen Absichten höflicher Klugheit nicht einzusehen Erlaubniß hat, darf es nicht wagen, sie mit der einen oder den andern zu vergleichen, und entscheidende Urtheile zu fällen; er muß nur sagen, was er weiß.

Dem

Dem zufolge war denen Hohen, von welchen wir sprechen, bey ihrer mißlichen Lage, so wenig das Glück bereitet, als freye, regierende Personen das Land ihres Unglücks zu verlassen, daß sie vielmehr gefangen in demselben gehalten, und auf solche Art bewahret, und behandlet wurden, die für jeden sich selbst empfindenden Menschen, vielmehr für Herrschaften, die zu befehlen gewohnt waren, äusserst kränkend seyn müßte.

Unterdessen ward alles angewandt, die kurze Regierung des Kaisers **Iwan des dritten** unter der Vorsteherschaft des Herzogs von **Kurland** und der Prinzessinn Anna seiner Mutter, vergeßlich zu machen. Man ließ mit äusserster Sorgfalt alle Schaumünzen und Geldsorten, auf welchen sich das Bildniß oder Gepräge dieses unglücklichen Prinzen befand, aufsuchen, und für den Hof einsammeln; alle Bücher wurden verboten, und an den Hof einzuliefern befohlen, die Personen, so an den vorigen Regentschaften Theil genommen, zugeschrieben waren, nur historische, und andere zum Unterricht nöthige Schriften litten eine, wiewohl eingeschränkte Ausnahme, die Gebetbücher selbst, wenn nur der Namen obgedachter Personen darinn vorkäme, wurden von diesem Gebote nicht ausgenommen; nicht anders als ob alle diese Mittel im Stande wären, das Geschehene ungeschehen zu machen; oder dienen

sollten,

sollten, das Andenken einer Regierung aus dem Reiche zu vertilgen, die selbst, um aller dieser Umstände willen auf ewig nur desto merkwürdiger bleiben wird. Sogar wurden diese Mittel nach 9 bis 10 Jahren nach allen diesen Vorfallenheiten noch veranstaltet, da das Reich ruhig, und in Frieden war, auch an einen Kaiser nicht dachte, der den Augen der Unterthanen gänzlich entzogen war.

Dieser Prinz wurde mit seinen Eltern während der Zeit aus einem Gefängniß ins andre geführt, so, als ob in dem ganzen Reich kein Ort wäre, wo man glauben könnte, vor den Gefahren, die derselbe drohen möchte, ungezweifelt sicher zu seyn. Er und seine Eltern lebten in den ersten anderthalb Jahren auf eine ziemlich erträgliche Art, als Gefangene in der Stadt **Riga**. Von hier wurden sie nach der **Dünamünder** Schanze abgeführt. Man fand aber nicht rathsam, sie hier eine gar zu lange Zeit zu lassen. Man brachte sie aufs neue von da weg, und tiefer ins Reich, nach einem Städtchen, das **Oranienburg** heißt. Hier war das Schicksal dieser Unglücklichen leidlicher, als es bald hernach wurde. Zwey Umstände trugen zu ihrer mehreren Beruhigung etwas bey. Sie hatten zum Aufseher über ihre Einsperrung den Herrn von **Korff**, einen Mann von gütigen Gesinnungen, und menschlichen Empfindungen. Die Eltern hatten den jungen

Iwan und ihre übrigen Kinder um sich. Der erstere that für seine Gefangene, deren Zustand an sich schon traurig genug war, um ihre Leiden erträglicher zu machen, so viel, als seine Menschenliebe ihn hieß, und seine Klugheit es nur erlauben konnte. Die andern mußten durch ihr unschuldiges kindliches Bezeigen eine desto gegründete Freude ihren Eltern verursachen, je mehr dieselben aller anderer Vergnügen dieses Lebens schlechterdings beraubet waren. Beyde Arten der Versüßungen ihres Kummers wurden zum Theil gänzlich von ihnen genommen. Der Herr von **Korff** ward seiner menschlichen Gemüthsart wegen als untüchtig angesehen, den wichtigen Posten, der ihm anvertraut war, wohl zu bewahren. Man rief ihn ab, und sezte einen Mann von härteren Gesinnungen an seine Stelle, und Niemand darf glauben, daß er seinen Ueberantworteten heitere Tage gemacht habe. Endlich ward es für unräthlich gehalten, den jungen Iwan und dessen Eltern zusammen zu lassen. Dem zufolge wurden sie von einander getrennet, um die leztern immer weiter zu entfernen, wurden sie nochmals nach einem andern Orte versezt, und **Kolmogori**, eine Stadt, die auf einer Insel in dem **Dwinafluß**, nicht gar zu weit von **Archangel** liegt, war der Siz, den die Vorsichtigkeit diesmal zu einem Staatsgefängnisse erlesen hatte. Dorthin wurden sie

ge=

gebracht, dort müssen wir sie verlassen, ohne ihrer weiter Erwähnung thun zu können. Und da der Leser nicht gern von diesen merkwürdigen Personen scheiden wird, ohne von ihrem ferneren Schicksal nicht ein wenig unterrichtet zu seyn, so können wir ihm hier wenigstens das sagen, was er vielleicht nicht ohne eine gewisse Wehmuth, aber auch nicht ganz ohne Zufriedenheit vernehmen wird, dies nämlich, daß die harten Leiden der Prinzessinn an diesem Orte bald zu Ende kamen. Sie verließ dies Leben im Jahr 1746. in dem sechsten ihrer Gefangenschaft, man kann leicht glauben, ohne große Sehnsucht, sich länger in einer Welt aufzuhalten, die die unschuldigsten Vergnügen auf immer für sie verschlossen hatte. Ihr Gemahl, nebst ihren übrigen Kindern, konnten nicht so bald bis zum Sterben gekränkt werden. Sie leben, so viel man weiß, noch, und bleiben an dem Orte ihres kümmerlichen Elendes, da viele andere Staatsgefangene, bey der doppelten Regierungsveränderung, die unter der Zeit vorgegangen ist, aus den Oertern ihrer Verbannung zurückgerufen worden.

Der Tag, an welchem die nächsten Verwandten des jungen Iwans Oranienburg verlassen mußten, war der Zeitpunkt, mit welchem für den Geist dieses bedauernswürdigen ein größeres Unglück bereitet ward, als seine Person bisher erfahren hatte. Er war itzt

ungefähr in seinem achten Jahre, und seine Eltern hatten nicht unterlassen, so viel ihre Umstände, und seine geringen Jahre erlaubten, ihm denjenigen Unterricht zu ertheilen, der zur Bildung seines Verstandes und Herzens wenigstens etwas beytragen konnte. Aber nunmehro war Niemand da, der die Besorgung dieses wichtigen Geschäftes auf sich nehmen konnte, oder durfte. Ja die Absichten des Hofes erforderten sogar, diesen gefährlichen Gefangenen ohne Unterricht aufwachsen zu lassen, ja bisweilen wohl denen, die ihn bewahrten, ausdrücklich zu verbieten, ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, oder auch seine Fragen auf irgend eine Weise zu beantworten. Kann für den größten Verbrecher, nächst dem Tode, wohl eine schwerere Strafe erdacht werden?

Nicht wenig trug zu derselben für den Prinzen ein wohlmeinender Mönch bey, der vermuthlich sein Glück zu machen glaubte, als er für denselben was großes und kühnes wagte, und mit ihm aus Oranienburg entfloh. So wenig dieser Anschlag reiflich überlegt, oder geschickt genug veranstaltet war: so muß man sich doch allerdings verwundern, daß er in so weit gelung, daß der Mönch mit seinem Raube einen nicht kleinen Theil des Reiches durchstrich, und fast bis an dessen äusserste Gränze bis nach der Stadt Smolensko kam. Doch

dies diente nur dem Mönch zu seinem grösseren Verderben, und dem unschuldigen Prinzen zu grausamerer Einsperrung. Sie wurden beyde an diesem Orte erwischt; der erstere mit der Strafe eines Verräthers belegt, und der leztere nach der Festung Schlüsselburg gebracht, *in* die elende, und fast unterirrdische Wohnung eines gemeinen Soldaten versperrt, und aller Einfall des Tages, durch Verschliessung aller Oefnungen, ihm so geraubet, daß er den kleinsten Stral des Tages in seinem ganzen künftigen Leben nie mehr als nur noch einigemal zu sehen bekam, dagegen aber in seinem Gefängniß ohne Unterlaß Licht brennen mußte, und weder von Stunden des Tages, noch von Abwechselung, oder Unterschied zwischen Tag und Nacht das mindeste erfuhr.

Welcher Missethäter ist je so äusserst verworfen gewesen? Man gedenke an den Verurtheilten, der in den ungesundesten Bergwerken arbeiten, oder den Leibeignen, der auf den Galeeren rudern muß; sie thun doch etwas zum Besten der Welt, und selbst diese ihre Arbeit verkündigt ihnen eine baldige Ablösung von derselben; das Tageslicht ist noch zu ihrem Nutzen da, und so lange sie sind, kann ihnen das Anrecht der Menschheit, Sprache, wenigstens Freyheit der Gedanken, nicht geraubt werden. Man stelle sich den Elenden vor, der sein Leben in wilden Wäldern zuzubringen verdammt wor-

den: er genießt die Himmelsluft ungehindert, hat vor sich die ganze Natur, hört Schalle und Töne der lebenden Schöpfung, sammlet sich Kräuter, baut sich seine Hüte, schöpft sich sein Wasser, und verkürzt wenigstens zum Theil seine mühselige Zeit durch diese geringe Beschäftigungen. Und jeder von diesen muß sich bewust seyn, diese Strafen wenigstens in etwas verschuldet zu haben. — Allein, hier sieht man einen Menschen, einen Unschuldigen, einen Kaiser, seines Reichs, aller Rechte auf dasselbe, und fast aller Ansprüche gemeiner menschlichen Nutzungen beraubet; eingeschlossen in Mauern, verlohren für jeden Ton der Kunst und Natur, verborgen vor dem sanft ergötzenden Sonnenstral, zugänglich für ein paar Menschen, die eine Begierde zu reden in ihm erwecken, aber kein Wort von sich dürfen hören lassen; hier ein zum Denken erschaffenes Wesen, dessen Gedanken in der ersten Geburt erstickt, ja dessen Denkungsart selbst, durch Absicht der Menschen, wo möglich, gänzlich vernichtet werden sollte; hier ein denkendes Geschöpf ohne Absicht, ohne Thätigkeit, ohne alle Beschäftigung, nur in sich selbst zurück gekehrt; sich selbst gleichsam unbewußt, keiner zusammenhängenden Vorstellungen fähig gemacht; zu allen seinen Empfindungen verwahrloset; hier einen Lebendigen, in einem fast unzudringlichen und dunkeln Grabe verscharret, dessen Rest von Leben fast jeden

Augenblick in Gefahr stand, ihm mörderlicher Weise entrissen zu werden; denn so lautete der dringende Befehl, den seine Hüter empfangen hatten, diesen Elenden zu ermorden, falls irgend zum Vortheil desselben eine Empörung entstehen sollte, die auf keine andere Art gedämpft werden könnte. Und wie leicht waren dergleichen zu erregen, in einem Lande, wo sie so gewöhnlich sind.

So traurig dies Loos eines unserer Mitsterblichen war, wenn wir es, die wir selbst denkende Menschen sind, in diesem Lichte betrachten, so war doch ein Umstand, der dem Prinz **Iwan**, dasselbe um ein großes Theil erleichtern mußte. Dieser Umstand war, daß ihm seine Gedankenlosigkeit, und der Mangel menschlicher Empfindungen die Größe seines Elendes nicht einzusehen erlaubten. Von früher Jugend an, mit Fleiß zu allen vernünftigen Einsichten vernachläßiget, und von noch früherer Zeit her in einer beständigen Gefangenschaft gehalten; kannte er keine bessere Art zu leben, und konnte nicht darnach verlangen. So brachte er seine übrigen Tage, falls man sie nicht vielmehr Nächte nennen will, in unaufhörlicher Unthätigkeit des Geistes und Leibes zu; ohne lebhafte Empfindung des Gegenwärtigen, ohne Furcht oder Hofnung der Zukunft, ohne Kenntniß dessen, der ihn geschaffen, ohne Erwartung einer Unsterblichkeit. Nichts würde man also

von

von ihm mehr zu erzählen haben, ausser seinem Ende, wenn nicht ein paar Umstände wenigstens wären aufbehalten worden, die nur dadurch merkwürdig werden, daß sie ihn betreffen.

Wir haben schon zu verstehen gegeben, daß dieser Gefangene während der Regierung der Kaiserinn Elisabeth, das Tageslicht noch einigemal gesehen habe. Dies geschah, als ihn diese Monarchin nach Petersburg heimlich kommen ließ, zweimal daselbst sich mit ihm unterredete, und ihn alsdann in sein Gefängniß wieder zurück schickte, ohne daß er wußte, mit wem er zu sprechen das Glück gehabt hatte.

Nach dem Hintritt dieser Prinzessinn hatte er die Gnade, einen kaiserlichen Besuch in seinem Aufenthalt zu empfangen, aber ebenfalls ohne es zu wissen. Kaiser Peter der Dritte war es, der ihm diese unerkannte Ehre erwies. Derselbe fuhr ingeheim in Begleitung sehr weniger Vertrauter nach Schlüsselburg ab, gab sich in dieser Festung für einen Offizier aus, und zeigte dem Befehlshaber einen von ihm selbst unterzeichneten Befehl vor, die Uiberbringer einzulassen, und ihnen alles zu zeigen, da er dann auch, seiner Hauptabsicht gemäß, zu dem Prinzen Iwan geführt wurde.

Diesen fand er mit einem langen Bart, als auf den Iwan vieles hielt, und ihn beständig wachsen ließ; mit ganzen, aber sehr schlech-

ten Kleidern, reinlich an Körper und Wäsche, voll solcher Unwissenheit als natürlich war, und verwirrt redend; in einer dunkeln, nur von Licht erleuchteten, freylich nicht ganz unausstehlichen Kammer, die nur mit dem schlechtesten und unentbehrlichsten Geräthe versehen war. Ein Theil des Gesprächs, so er mit dem Kaiser damals hielt, lehrt uns den betrübten Geisteszustand dieses verwahrloseten Unglücklichen genugsam kennen. Bald bekannte er, der Kaiser Iwan zu seyn, bald nahm er dies Bekenntniß zurück, und behauptete dann, wieder mit einer Sinnlosigkeit, die Mitleiden erregen mußte, daß dieser Kaiser nicht mehr in der Welt, aber der Geist desselben in ihn gefahren seye. Er wußte seine Eltern und die Soldaten die ihn bewachten, von denen ers gehört hätte, daß er der Kaiser Iwan sey, zu nennen, als man es ihn verwies, wie er sich einbilden könnte, ein Kaiser oder Prinz zu seyn. So gut war auch seine durch keine andere Gedanken beschwertes Gedächtniß, daß er sich gar wohl daran erinnerte, mit seinen Eltern in einem Gefängniß gewesen zu seyn, daß er über die Kaiserin Elisabeth klagte, die da so schlecht für sie gesorgt, und sehr übel hätte halten lassen, daß er nur von einem Kriegsbedienten redete, unter dessen Aufsicht ihnen mehr Menschenliebe wäre bewiesen worden, ja daß er den Namen desselben zu nennen wußte, ob er gleich

denselben, der wirklich itzt in der Begleitung des Kaisers war, nicht kannte. Auf die Frage, ob er den Offizier, der ihm und den Seinigen gütig begegnet hatte, noch kenne, antwortete er: „Nein, denn ich war damals noch ein Kind, seinen Namen aber hab ich wohl behalten, er hieß Korff." Es war natürlich, daß der General von Korff durch dies unschuldige Bekenntniß innigst gerührt ward. Daß die Hüter, die den gefangenen Prinzen bewachten, ihn wegen dessen was äusserlich vorgieng, nicht ganz in der Unwissenheit gelassen, ist daraus zu ersehen, daß er auch von dem Grosfürsten, (der nunmehr schon Kaiser war,) und dessen Gemahlin gehört hatte; ja, daß er, wie er bekannte, der Hofnung lebete, die Regierung des Reichs wieder zu erlangen; wie er aber zu den Gedanken gekommen sey, auf die Frage, was er mit den eben genannten Personen machen möchte, wenn er auf den Thron käme? zu antworten, daß er sie wolle hinrichten lassen, ist etwas schwerer zu erklären; denn wer von seinen Wächtern hatte es gewagt ihm solche Gesinnungen einzuflösen? Und konnte sein nie gebessertes Herz einer solchen Bosheit fähig seyn, die ihm nur eine überfeine Staatsklugheit beybringen konnte. Auch der Kaiser sah das tückische dieser Antwort so wohl ein, daß er sie allerdings übel aufnahm, indessen aber sich auch nicht abgeneigt finden ließ, für den un-

glücklichen Prinzen in der Festung ein eignes kleines Haus bauen zu lassen, und besser für ihn zu sorgen, wiewohl es scheint, daß der frühzeitige Tod dieses Kaisers auch diese geringe Verminderung des Elendes, die dem Prinzen bestimmt war, verhindert habe.

Dagegen ward ihm von Personen, die ohne Zweifel die Gemüthsumstände desselben nicht kannten, eine Ehre und Glück bestimmt, die weit über seine Fähigkeiten reichten. Diese schlugen ihn mit einer Unüberlegtheit, die schwerlich ihres gleichen hat, der itzt glorreich regierenden, und mit seltenen Verstandesgaben versehenen Kaiserinn **Katharina** II. zum Gemahl vor. Es ist unnöthig zu sagen, wie dieser Vorschlag, den man allenfalls nur von der Sinnlosigkeit eines **Jwans** allein hätte erwarten können, sey aufgenommen worden. Dieser wurde indessen nicht gänzlich aus der Acht gelassen; man führte ihn noch einmal heimlich, und wohl verdeckt aus seiner elenden Wohnung in ein anderes Gefängniß nach **Kexholm** ab, wo er einen Monat blieb. Die Kaiserinn hatte beschlossen, wie sie in einem nach der Zeit herausgegebenen Anschlage sich erklärt, „ diesen „ durch die göttliche Schickung vom Throne „ gestürzten Prinzen, in dem von seiner Kindheit „ an bedrängten Leben, sein Schicksal so „ erträglich als möglich zu machen, und ihm „ ein geruhiges Leben zu verschaffen, das seiner

„ Na-

„ Natur, und der Erziehung, welche er bis „ dahin genossen, gemäß wäre. „

Diese wirklich große Prinzeßinn, die mit einer unwiderstehlichen Begierde nach Kenntnissen begabet ist, wollte auch an diesem Prinzen das Bedaurenswürdige eines Verstandes kennen lernen, der gar nicht ausgebildet ist, sie sprach ihn in Person, aller Wahrscheinlichkeit nach, ohne sich zu erkennen zu geben: „ Wie sehr aber wurde sie nicht gerührt, da „ sie ihn des Verstandes, und gleichsam aller „ menschlichen Begriffe beraubt fand, und ihn „ eine schwere Sprache reden hörte, die an„ dern Leuten fast unverständlich war. Sie „ wurde von Mitleiden, und von der zartesten „ Empfindung von Menschlichkeit durchdrun„ gen. Alle die gegenwärtig waren, sahen ein, „ daß diesem Unglücklichgebohrnen, und noch „ unglücklicher aufgewachsenen Prinzen, keine „ andere Hülfe zu erweisen übrig blieb, als ihn „ nach seiner vorigen Wohnung wieder zurück „ zu schicken, und statt des bisherigen noth„ dürftigen, ihm nun noch einige Bequemlich„ keiten des Lebens zukommen zu lassen; ohn„ geachtet seine Sinne keiner Empfindung eines „ bessern Zustandes gegen den vorhergehenden „ mehr fähig waren, indem er weder Men„ schen kannte, noch so viele Uiberlegungskraft „ besaß, daß er Gutes vom Bösen zu unter„ scheiden wußte, oder vermögend war, durch

„ Lesen, als welches er nie gelernet, oder doch
„ vergessen hatte, sich die Zeit zu verkürzen:
„ sondern seine Glückseligkeit blos darinn sezte,
„ sich an den Gedanken zu ergötzen, die eine
„ verrückte Einbildungskraft in ihm hervor-
„ brachte. „

Dies sind die Worte, deren sich die Kaiserinn in ihrem Urtheil von ihm bediente; und der Aeuserung in denselben gemäß, ward er wieder nach Schlüsselburg in sein voriges Gefängniß zurück gebracht, wo ihm vermuthlich einige kleine Verbesserung in seinen äusserlichen Umständen angedieh. Er bekam einen Hauptmann und Lieutenant, in Kriegsdiensten alt gewordene Männer zur Aufsicht über sich, welchen Befehl ertheilt war, ihn wohl zu halten, und für ihn zu sorgen.

Niemand darf es unternehmen zu entscheiden, ob, und was der Geist dieses Prinzen für eine Wendung möchte genommen haben, wenn seine Person, statt aufs neue im Leben begraben zu werden, nach dem Rath eines großen Herrn, nebst seinen so unglücklichen Vater, und Geschwistern, in Freyheit gesezt, und nach Teutschland geschickt worden wäre. Vielleicht hätte Unterricht, Fleiß, Uibung, und Umgang die Seelenkräfte erweckt, die doch nicht ganz fehleten, sondern in tiefen Schlummer als ein verwirrtes Chaos durch einander lagen. Vielleicht wäre er menschlicher Empfindungen

und Vergnügungen fähig worden. — Allein, die ihn gesprochen hatten, urtheilten anders. Er blieb demnach an seinem Orte, um ein Leben fortzusetzen, das er nun in kurzer Zeit auf eine schreckliche Weise endigen sollte.

Dies, das allerlezte Unglück, das er in einer Welt auszustehen hatte, in der ihm auch nicht der kleinste Tropfen Freude war eingeschenkt worden, bereitete ihm ein Mann, der keine geringere Absicht hatte, als wiederum ihn auf den Thron zu setzen, auf welchem der lezte Wille einer Kaiserinn ihn nicht hatte erhalten können. Wasiley Mirowitsch war der Verwegene, der mit Hintansetzung seines eignen Lebens, diese erstaunend kühne That wagte, ohne Freunde oder auch nur Bekannte unter den Großen des Reiches zu haben, die seine Unternehmung hätten unterstützen können, wenn es ihm ja gelungen wäre, den gefangenen Prinzen zu befreyen. Es war mehr als ein Bewegungsgrund, der den Unglücklichen antrieb, diesen unüberlegten Streich zu wagen. Ehrsucht und Rache waren die Hauptleidenschaften, die ihn anfeuerten. Er war aus der Ukraine gebürtig. Sein Großvater war ein Edelmann gewesen, der ansehnliche Güter besaß, sich aber auch in die Verrätherey und Aufruhr, die Mazeppa, der Hauptmann der Kosaken erregte, mit hatte verwickeln lassen, und darüber seine Güter verlohr. Wasiley Mi-

rowitsch, der als Unterlieutenant in rußischen Diensten stand, hielt bey Hofe um diese Güter seines Großvaters an. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. Hier erwachte seine Rachbegierde. Er, der ein adeliches Blut in sich zu fühlen glaubte, sah sich von dem Zutritt am Hofe ausgeschlossen; wie leicht diejenigen, die noch niedriger waren, als er, sich in Rußland zu dem Gipfel eines hohen Glanzes hatten heraufschwingen können, war ihm nicht unbekannt. Dies entzündete seine Ehrbegierde zugleich, und zeigte ihm die Möglichkeit, seine Leidenschaft zu befriedigen. Endlich, er hatte in einer wilden Lebensart alles das Seinige verthan, er konnte nichts mehr verlieren, als was er noch übrig hatte, sein Leben. Diese Verzweiflung vollendete seinen Entschluß. Das tauglichste Mittel, alle seine Absichten mit einmal zu erreichen, schien ihm zu seyn, wenn er die ruhmvolle regierende Herrscherinn vom Throne verdrängete, den Prinz Iwan, den er schlechterdings nicht nach seiner Beschaffenheit, sondern blos dem Namen nach kannte, auf denselben erhöbe, und auf diese Art sich selbst zu einem wichtigen und großen Mann machte. Dies war andern gelungen, sie hatten für ihre ähnliche Unternehmungen Reichthümer und Ehre davon getragen. Ihm sollte es nicht gelingen. Er sollte den Namen eines Ungeheuers aller Bösewichter führen, und Verlust seiner Ehre und Lebens sein Lohn seyn.

Der

Der erste, den er zum Mitgenossen seines Unterfangens annahm, ein Lieutenant, mit dem er vor dem Altar seinen Entschluß gemeinschaftlich, und aufs heiligste beschworen hatte, ertrank zufälliger Weise in einem Fluß, ehe es zur Ausführung des Vorhabens kam. Dem zufolge mußte er andere aufsuchen, die seine Gesinnungen und Gefahr mit ihm theileten. Da er selbst, wenn die Reihe an ihn kam, in der Festung, wo des Prinzen Kerker war, mit seinen Leuten die Wache thun mußte: so kam ihm die glückliche Gelingung seines Unterfangens desto leichter vor, ohne, wie es scheint, überlegt, oder genugsame Anstalt gemacht zu haben, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm noch würden entgegen gesezt haben, wenn er auch so glücklich gewesen wäre, den Prinzen wirklich zu befreyen. Damit er aber doch seiner Meinung nach nichts vernachläßigte, was zur Beförderung seiner Absichten dienlich seyn könnte, so machte er einige Vorbereitungen, die keinen Kopf verriethen, dem es an Verschlagenheit fehlt. Er hatte sich vorläufig auf unschuldige Art die Wohnung des jungen Kaisers zeigen, und sie unvermerkt mit einem Zeichen versehen lassen, daß ihm und seinen Mitverschwornen zu einem Merkmal dienen sollte, wohin sie ihr Augenmerk zu richten hätten. Er hatte ein Manifest verfertigt, daß gleich nach Befreyung des Prinzen gedruckt, und in das

ganze Reich verstreut werden sollte, um den erlöseten Iwan Freunde, der regierenden Monarchinn aber, die als ein Ausbund aller Bosheiten darin geschildert war, die bittersten Feinde zu verschaffen. Er hatte zur wirklichen Ausführung seiner That einen Zeitpunkt *gewählt*, der ihm unstreitig vortheilhafter, als jeder anderer schien, den Zeitpunkt, da die Monarchinn, die schon zwey Jahr zur Zufriedenheit ihrer nahen Unterthanen geherrscht hatte, um auch den Entfernteren den Segen ihrer Gegenwart angedeihen zu lassen, eben itzt ihre an der Ostsee gelegene Provinzen besuchte, folglich nicht im Stande war, seinem Unternehmen im ersten Anfange sich persönlich entgegen zu setzen. Endlich, er hatte, um seine Leute zu hintergehen, und ihren Beystand zu haben, im Namen der herrschenden Kaiserinn einen erdichteten Befehl ausgesezt, in welchem ihnen anbefohlen ward, ihrem Anführer **Mirowitsch** unverweigerlich zu gehorchen, wenn er sie zu einer ausserordentlichen Unternehmung führen würde. Diesen Befehl steckte er zu sich, als er zu schon gedachter Zeit, welches im Sommer des 1764sten Jahres war, auf der Festung **Schlüsselburg** seine Wache bezog.

So gut er nun seine Anstalten gemacht zu haben schien: so fanden sich doch nunmehro so viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Vornehmens

ent-

entgegen sezten, daß darüber die ganze Woche vergieng, die er seiner Pflicht zufolge auf der Festung zubringen mußte. Nach ihrem Verlauf sollte er nun abgelöset werden. Geschah dies, so verlohr er die vortheilhafteste Zeit zu seinen Absichten; denn er konnte voraus wissen, daß die Kaiserinn von ihrer Reise zurück seyn würde, ehe die Reihe der Wache wieder an ihn käme. Daher ersann und fand er Mittel, durch welche er es dahin brachte, daß er diesmal nicht abgelöset wurde, sondern für seine Person an der Stelle dessen, der ihn ablösen sollte, die Wache auch diese Woche noch that. In dieser ergriff er die Gelegenheit, die er erwartet hatte. Er brachte in einer hellen Nacht sechs seiner Untergebenen auf seine Seite, ließ durch deren Beyhülfe alle die übrigen nach Mitternacht plötzlich aufwecken, ausrücken, in Ordnung treten, und das Gewehr scharf laden. Dies alles könnte ohne Unruhe und Geräusch nicht wohl ausgeführet werden. Der Befehlshaber der Festung erwacht davon, tritt heraus, geht selbst zum Mirowitsch, erkundigt sich nach der Ursache des Aufruhrs, und empfängt, anstatt der Antwort von demselben, mit der Flinte einen Schlag an den Kopf, der ihn verwundet, und betäubt zu Boden wirft, worauf ihn Mirowitsch einer Wache zur Bewahrung übergiebt. Nachdem diese erste Hinderniß überwunden ist, geht der Anführer mit den Seinigen

nigen auf das Gewölbe los, wo der Prinz gefangen liegt, greift die kleine Wache an, die sich vor demselben befindet, und läßt Feuer auf sie geben. Ein ungemein starker Nebel, der in diesem Augenblick einfiel, verhinderte die Leute des Mirowitsch zu sehen, wohin sie ihr Feuer richteten; sie tödteten und verwundeten keinen ihrer Gegner; und da diese von den beyden Offizieren, welche den Gefangenen hüteten, und nunmehr hervortraten, angefrischt wurden, thaten sie wieder einige Schüsse, die des Nebels wegen eben so aufs ungefähr gerichtet, und unschädlich waren, als die der Angreifer, doch aber dies bewirkten, daß letztere zurück wichen, und von ihrem Anführer den schriftlichen kaiserlichen Befehl zu sehen verlangen, auf den er sich berufen hatte, und kraft welches er sie zu diesem Unternehmen führte. Mirowitsch ließ sich dadurch nicht irre machen. Er zieht den Befehl hervor, den er selbst geschmiedet hatte, liest ihn laut, bittet, droht, und bringt es dahin, daß eine Kanone mit allem Zubehör von einem Bollwerk genommen, und auf die Verpfählung gerichtet wird, die den Zugang zu dem Gefängniß des Prinzen verschließet. Die Verzweiflung, in welcher er sich itzt befand, hieß ihn ohne Bedenken alles unternehmen, und er durfte nunmehr um so viel eher einen glücklichen Ausgang hoffen, da er schon beynahe Meister der ganzen Festung

war,

war, und seiner weit überlegenen Parthey nichts mehr entgegen stand, als die beyden Wächter des Prinzen mit ihren wenigen Leuten.

Nach der furchtbaren Veranstaltung der Gegenparthey, fiel es denen beyden Offizieren, die um den Prinzen waren, gar leicht einzusehen, daß sie der überlegenen Macht nicht würden gewachsen seyn, oder widerstehen könnten. Es lag ihnen ob, das Leben ihres Gefangenen so zu beschützen, daß die regierende Monarchinn in keine Gefahr käme. Sie erinnerten sich des Befehls, der zwar nicht ihnen, aber wohl ihren Vorgängern vom Hofe gegeben worden, falls sich je ein Vorfall, wie der gegenwärtige war, ereignen sollte, des Prinzen nicht zu schonen. Sie sahen wohl ein, daß es ihnen übel könnte ausgelegt werden, wenn sie einen Schritt wagten, zu dem sie keine ausdrückliche Vollmacht bekommen hatten; sie brachten sich durch denselben um ihre zeitliche Vortheile, und verlohren zum wenigsten die Stellen, die sie bisher bekleidet hatten, und die ihnen für ihre vieljährige Dienste zu einer Belohnung waren gegeben worden, damit sie die Tage ihres Lebens ruhig beschließen könnten. In der That war doch dieses noch der geringste Verlust, den sie bey gegenwärtigen Umständen befürchten durften. Es giebt nur seltene Vorfälle in dem menschlichen Leben, wo man in solche starke Verlegenheit gesezt, und so von

allen Seiten zu Todesgefahren gedrungen wird, als bey diesen beyden Männern zutraf. Widersezten sie sich mit Gewalt dem Unternehmen ihrer Gegner, so mußten sie nothwendig unterliegen, ohne daß sie durch ihre tapfere Gegenwehr dem Reiche den geringsten Vortheil verschaften, indem dies ihr Schicksal die Absichten der Gegenparthey nur befördert hätte. Sollten sie sich hingegen zu ihren Gegnern gesellen, so war das nicht nur die unverantwortlichste Treulosigkeit und Verrätherey, sondern das ganze aufrührische Unterfangen konnte auch unglücklich ablaufen, so kam ihr Leben in eine sogar schimpfliche Gefahr; und einen glücklichen Ausgang durften sie doch nicht vermuthen, da sie die gänzliche Untüchtigkeit ihres Gefangenen zur Regierung am genauesten kannten. Endlich sollten sie einen Anschlag wider das Leben des Prinzen fassen: so mußten ihnen zwar die Vortheile davon für das Wohl ihrer Monarchinn, und für die Ruhe des Reichs vor Augen schweben; allein, ausser dem Widerlichen einer solchen mörderlichen That, die ihre Ehre nicht befördern konnte, hatten sie auch in diesem Fall von dem erbitterten Mirowitsch nichts anders zu erwarten, als einen gewaltsamen Tod, gesezt auch, daß sie ihr Leben noch so theuer verkauften. Unter allen diesen Umständen gedenke man sich noch die Hitze des Aufruhrs, die Zerstreuung, in welche er ihre Gedanken versetzen

mußte,

mußte, die kurze Zeit, die sie zur Uiberlegung hatten, und den Mangel eines Höhern, dessen Rath sie hätten vernehmen können, so wird man gestehen, daß der Entschluß, den sie endlich wirklich faßten und ausführten, und der ihnen die Geringschätzung aller Hofleute, und die Verachtung aller Welt nachmals zuzog, dennoch der einzige war, der ihrer Beherrscherinn Vortheile bringen konnte, und den sie auch bey reiflicher Uiberlegung hätten wählen können.

Während der Zeit, da alles dieses vorgieng, war der höchst bedauernswürdige junge Kaiser in seinem Bette. Indem man auf der einen Seite Entschließungen zu seinem Untergange zu fassen genöthigt war, und auf der andern die fürchterlichsten Anstalten gemacht wurden, ihn zu der höchsten Ehre und Glückseligkeit, die er je auf dieser Erden erwarten durfte, zu erheben: lag er und schlief so kummerlos und ruhig, als in jener Nacht, der ersten alles seines Unglücks, da ihm sein Reich geraubet ward. Alles bisherische Geräusch um ihn herum hatte ihn, der den unbesorgten Schlaf der Unschuld schlief, noch nicht erweckt. Auf diese sanfte und lezte irrdische Ruhe sollte bald eine nie zu störende Ruhe folgen. Der Hauptmann und Lieutenant, diese beyden Hüter, denen er anvertrauet war, traten nunmehr in seine Kammer mit entblößten Degen, die sie ihm

verwirrt, und auf gerathewohl in den Leib stießen, so, daß der erste Stich in den Schenkel gieng, und als davon der Prinz erwachte, und die folgenden verhindern wollte, der andere ihm den Arm nur traf. Die Stiche wurden lebhaft wiederholt, sie trafen die Brust, endlich das Herz, — der Prinz ist ermordet. So fiel er, ein Opfer der Staatskunst von seiner früheſten Jugend an. Nie hatte er jemand beleidigt, und mußte durch die Hände derer sterben, die seine Feinde nicht waren. Es war Niemand in Europa, der die schrecklichen Umstände seines Todes vernahm, und ihn nicht aus das innigste bemitleidet hätte. Er sollte bald sein fünf und zwanzigstes Jahr antreten, als er auf diese rührende Art sein Leben verlohr: falls man das ein Leben nennen kann, was auf so vielerley Art von den vornehmsten Eigenschaften, und dem Genuß des Lebens gänzlich entblöset gewesen ist.

Er war nun nicht mehr, und der verwesliche Leichnam konnte denen, die den Prinzen suchten, ohne Gefahr überliefert werden, ja sie mußten ihn sehen, um alle ihre Anschläge mit ihm zugleich vernichtet zu sehen. Demnach wurden die Thüren des Gefängnisses eröffnet, und **Mirowitsch** mit den Seinigen zum Prinzen gelassen. Nichts konnte diesen erwünschter seyn, als so mit einmal unvermuthet alle Hindernisse verschwinden, und zu dem jungen Kaiser, dem

rei-

reichen Belohner der Gefahr, die sie um seinetwillen übernommen hatten, sich hingeführt zu wissen. — Aber auch itzt welche grausame Hintergehung! welche Bestürzung! da sie den hofnungsvollen Prinzen erblaßt, ermordet, in seinem Blute liegen sahen. Indem die Vollbringer dieser schrecklichen That nichts anders erwarten durften, als auf der Stelle ein ähnliches Schicksal zu erfahren: fällt Mirowitsch von dem höchsten Grade, erst der Wuth, dann der Freude in den tiefsten Grad der Unthätigkeit, und Erstarrung herab; und nachdem er zu sich gekommen ist, empfindet er das innigste Gefühl des Mitleides, und der Rührung, das ihn ganz durchschüttert; betrachtet diesen frühzeitigen unnatürlichen Tod, als sein eignes Werk, schüttet wehmüthige Klagen über den unglücklichen Prinzen aus, hält ihm eine Lobrede, und beschließt den unerwarteten Auftritt damit, daß er ruhig seinen Degen, und sich selbst zu einem Gefangenen dahin giebt, als einer, der nicht zu leben wünscht, nachdem er alles sein verhoftes Glück in einem Augenblick hat verschwinden sehen. Es ist unnöthig hinzuzusetzen, daß er gefunden, was er suchte. Jeder Leser kann zum voraus das Schicksal abnehmen, das ihm bestimmt worden. Er ertrug es mit eben der Standhaftigkeit, die ihn bey diesem ganzen verwegenen Unternehmen begleitet hat.

Der Leichnam des Prinzen wurde auf einige Tage in der Kirche der Festung zur Schau aufgestellet; und damit auch der kleinste Strahl kaiserlicher Hoheit nicht über den bejammernswürdigen Tod eines Prinzen verbreitet wurde, dem man in seinen Leben nicht einen Schatten davon gegönnet hatte: so mußte ein gemeiner Sarg dienen, die sterblichen Gebeine desselben einzunehmen, und der Schmuck bestand in einem elenden Schlafpelz, welchen der Erblaßte anhatte, als er auf seinem Bette ruhete, und ermordet ward. Dies hinderte indessen nicht, daß nicht tausende und tausende hinzuliefen, ihn zu sehen, und ihm Thränen in reichlichem Maaße zollten, bis den Gerührten auch dieser traurige Trost versagt ward, als auf hohen Befehl der Sarg zugemacht, und in der Stille nach dem Kloster Tichfina, 200 Werste von Petersburg gebracht, und daselbst eingesenkt wurde. Hier ruhet der höchst Unschuldige, zwar ohne allen fürstlichen Pracht oder viel versprechende Grabschriften, aber durch die wehmüthigsten Wünsche seiner vormaligen Unterthanen, und hoffentlich auch unserer Leser, der Barmherzigkeit Gottes empfohlen, der seine von Menschen beynahe getödtete Seele mit verneuertem Leben, und unsterblichen Glanze begeistern kann.

§. VIII.

Leben des Freyherrn v. Loudon. *)

Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.

Ernst Gideon Freyherr von Loudon, Herr auf Groß= und Klein-Betschwar, Kaiserl. Königl. wirklicher geheimer Rath, General-Feldmarschall, Chef eines Regiments zu Fuß, und des militärischen Marien=Theresienordens Großkreuz, ein Mann von seltenem Original-Genie, der sich durch alle Hindernisse hindurch gekämpft, allein an seiner Höhe gearbeitet, durch eigene Verdienste den hohen Posten eines kaiserlichen ersten Feldherrns erstiegen, und nichts seiner Abkunft, seinen Aeltern und seiner Erziehung zu verdanken hat; dieser große Held unsers Jahrhunderts, über alles Lob erhaben, ist 1719 in Croatien gebohren.

Da die häusliche Verfassung seines Vaters, der aus Irrland gebürtig war, keineswegs verstattete, demselben eine glänzende Erziehung zu geben, so suchte er sich, seiner künftigen Bestimmung gemäß, selbst zu bilden.

*) Siehe Soldat. 2ter und 3ter Band.

Sein Hang zum Militärstande war unüberwindlich, und entflammte seinen Fleiß, sich die dazu nöthigen Kenntnisse geschwind zu erwerben. Mit diesen versehen, trat er sehr frühzeitig in kaiserliche Kriegsdienste, um die unter Noth und Kummer mühsam erlernten Anfangsgründe der Kriegswissenschaften praktisch auszuüben, und sich dadurch den Weg zu seinem künftigen Glück zu bahnen. — Sein erster Dienst war unter den Gränizer Völkern, und zwar Anfangs hart und schwer. Allein er ließ sich durch nichts abschrecken, und that überall, auch in den niedrigsten Posten, seine Schuldigkeit aus allen Kräfften, und mit gehöriger Treue. — In einer jeden der niedrigen Stufen seines Dienstes, die er mühsam durchlaufen mußte, suchte sich derselbe alle nur mögliche Kenntnisse in dem ganzen Umfange zu verschaffen, und machte sich dadurch zu einem jeden nachherigen Posten, den er stufenweise und langsam betrat, immer geschickter und tüchtiger.

Und hier legte er den dauerhaften Grund zu seinem künftigen Glück. Nie sah man ihn müßig; er benuzte jeden Augenblick, den ihm der Dienst übrig ließ, zur Vervollkommung seiner Talente. Er wurde sein eigener Lehrmeister, und machte sich daher sehr frühzeitig mit den besten ältern und neuern Schriftstellern militärischer Wissenschaften bekannt. Sein vor-

theil-

theilhaftes Temperament kam ihm hiebey vortreflich zustatten. Es ist aus dem Cholerischen und Melancholischen auf das Harmonischste zusammen gesezt. — Nach dieser Voraussezung werden wir, wenn wir unsern Helden durch alle Auftritte seiner kriegerischen Laufbahn mit Aufmerksamkeit beobachten, finden, daß seine Hauptstärke in schneller Uiberraschung des Feindes bestanden habe, und daß sie fast jederzeit glücklich für ihn ausfallen mußte; weil sie reiflich ausgedacht, durch Klugheit unterstüzt, und geschwind ausgeführt wurde.

Sein großes Genie wurde lange verkannt, und mußte unbenuzt bleiben. Aber schnell wie der Bliz brach es herfür, da es Gelegenheit fand, die Hindernisse zu überwinden, die es bishero in Unthätigkeit gehalten hatten. — Das 1753ste Jahr, da er im May zum Oberst-Lieutenant des Warasdiner-Regiments ernannt wurde, war ihm hierzu günstig, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich durch Diensteifer auszuzeichnen. — Und nun las er die Schriften der Alten mit größerer Applikazion und wenigern Hindernißen. Er benuzte auch die neuern Schriftsteller, und verglich sie mit den ältern.

In einem gesezten 34jährigen Alter, und in einem Ruhestande von vier Jahren, den ihm die Muse des Friedens gewährte, suchte er sich auch nach seinem moralischen Karakter zu vervollkommen; weil er wohl wußte, daß ein

Kriegsmann nie anders, als durch edle und erhabene Handlungen groß werden könnte. Er studierte sich selbst, und das Resultat seiner Untersuchung war, daß er sich selbsten in seinen herrschenden Leidenschaften überwinden müßte, ehe er auf künftige Siege über die Feinde gerechten Anspruch machen könnte. Kein Sieg war schöner, als der, den er über sich selbsten davon trug, und keine Lorbern unverwelklicher, als die, so ihm die Uiberwindung seiner innern Feinde verschaften. Welcher Kampf, welche Anstrengung, sich zu einem sanften Menschenfreund umzubilden, wenn das Temperament Härte, Strenge und Grausamkeit gebietet! Aber desto glänzender ist der Sieg, desto hervorstechender die That, desto schätzbarer der Mann, der sich durch wahren Heroismus durch allen diesen hindurch kämpft, und endlich, nach harten Streit sagen kann: **Ich hab' einen guten Kampf gekämpft, ich habe mich selbst bezwungen!** — **Gellert**, als der Lieblingsschriftsteller unsers Helden, und der in gewißen Betracht etwas ähnliches mit ihm hatte, diente ihm hierinnen zum Muster.

Nun mit sich selbsten bekannt, und mit den Gefahren, die uns täglich unsere innere Feinde drohen, kam **Loudon** auch seiner äussern Bestimmung, und dem Ruhme, der auf ihn wartete, immer näher. Der Krieg brach im Jahr 1757 in volle Flammen aus, und die

großen

großen Talente unsers kriegerischen Genies konnten nicht länger verkannt werden. Er wurde im Merz 1757 zum Obersten ernannt. Und nun that er schnelle Schritte bis zum höchsten Gipfel der Ehre und des Ruhms. Noch in demselben Jahr, im August, wurde er General-Feldwachtmeister; 1758 General-Feldmarschall-Lieutenant, Ritter und Großkreuz des Marien-Theresienordens; 1759 im August, General-Feldzeugmeister; 1760 Chef des erledigten Regiments **Altwolfenbüttel**, zu Fuß; 1769 wirklicher geheimer Rath, und 1778 den 27sten Februar General-Feldmarschall.

Auf allen diesen schnell hinter einander erfolgten Ehrenposten hat sich derselbe durch wichtige Unternehmungen jederzeit rühmlichst ausgezeichnet. Sie sind zu bekannt, und noch zu sehr in frischem Andenken, als daß man sie hier weitläuftig auszuführen nöthig hätte. Ich darf sie nur nennen, und ein jeder wird sich sogleich den entschlossenen Muth, und die kluge Behutsamkeit unsers Helden hinzudenken können:

Die Scharmüzel bey **Ostriz** und **Hirschfeld**, nebst dem Ausfall aus **Prag**, waren in dem Jahre 1757 seine ersten Probstücke, die ihn auf der militärischen Laufbahn hervorstechend kenntlich machten. Das darauf folgende Jahr war in Absicht seines Kriegsruhms eine wirkliche Epoche, und zeichnete ihn von allen

seines

seines Zeitalters aus. Hier zeigten sich seine großen Talente in vollem Glanze. Der glückliche Angriff des nach Ollmütz bestimmten preußischen Transports; — die Schlachten bey Hochkirch und Kunnersdorf, — die kühne Bestürmung der Schanzen von Landshut, und die schnelle Eroberung von Glatz und Schweidnitz, sezten ihn unter die ersten Helden des hohen österreichischen Hauses. Seine Verdienste wurden nicht nur in hellerem Lichte erkannt, sondern auch reichlich belohnt. Im Jahre 1759 schickte ihm die rußische Kaiserinn Elisabeth, wegen der Rettung der rußischen Armee bey Kunnersdorf, einen goldenen reich mit Brillanten besezten Degen, und der Kaiser erhob ihn, nebst seiner Gemahlinn, welche bürgerlichen Herkommens war, in den Reichs-Freyherrnstand. Im Jahr 1761 schenkte ihm der Kaiser das Theresienkreuz, so 6000 Dukaten beträgt, und die Kaiserinn ihr eigenes mit Brillanten besezte Bildniß, nebst dem böhmischen Indigenatrecht, wie auch das in dem Czaslauer Kreise von Böhmen gelegene Gut Groß- und Klein-Betschwar.

Selbst seine Feinde schäzten ihn, als einen tapfern und klugen Offizier, sehr hoch, und ließen ihm wegen seiner großen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren. Dies beweiset das edle Betragen des Königs von Preussen gegen unsern Helden in dem Jahr 1757

und 1770. In dem erstern ließ ihm der König das seinen Husaren in die Hände gefallene General-Feldzeugmeister-Patent durch einen Trompeter zurück senden, und zu seiner Erhebung Glück wünschen; im leztern schenkte er ihm ein kostbares Reitpferd mit Sattel und Zeug. — Er hat allen Feldzügen des vorlezten Kriegs mit vielem Ruhme beygewohnt; allein, nur in den leztern Jahren, als kommandirender General starker Heere.

Wie sehr er bey Sr. jeztregierenden Kaiserl. Majestät, dem großen Epochemachenden Joseph II, den er auf allen militärischen Reisen begleitet hat, in Gnaden stehe, hat der lezte Feldzug 1778 bewiesen, in welchem er das unumschränkte Kommando eines großen Heers von 80,000 Mann überkommen, und durch seine klugen Dispozizionen alle weitaussehende feindliche Plane vereitelt hat.

Um unsern Helden in allen seinen Verhältnissen näher kennen zu lernen, müssen wir ihn auch auf der Aussenseite betrachten: Er stammt aus einer jüngern Linie des uralten Schottländischen Geschlechts Loudon, in der Grafschaft Air, ab, ist von mittelmäßiger Statur, hager, und einfach gekleidet. Er hat nachsinnende, tief in Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen; spricht gut teutsch, aber sehr wenig, und von seinen Thaten gar nichts. Er verräth in allen seinen Mienen eine ernsthafte

Trau-

Traurigkeit und große Bescheidenheit. Er ist überhaupt ein individuelles und Original-Genie, das mit niemand weder in den ältern noch neuern Zeiten verglichen werden kann. — Der Verfasser des Tempels der Unsterblichen irret sich also sehr stark, wenn er ihn mit **Scipio, Cäsar, Alexander, Karl XII, Tilly** und **Gellert** in eine Parallele sezt. Der Vergleich mit Tilly ist offenbar herabwürdigend und erniedrigend; denn Barbarey und Tyranney sind nie die Grundzüge eines Helden gewesen, und in diesem Betracht kann Tilly nie zur Vergleichung aufgestellet werden. —

Herr Bar. von **Loudon** ist gegenwärtig 63 Jahr alt, und lebt seit verschiedenen Jahren im Wittwerstand. Die Soldaten lieben ihn als ihren Väter, und er hingegen sorgt für sie als für seine Kinder.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Kurze Biographien, oder Lebensabriße merkwürdiger und berühmter Personen neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen

Bd.: 4

Brünn 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 703 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278268-2
VD18 80340342-001